



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Briefe
über
Portugal

F. 46

19 F 46



Národní knihovna ČR
Historické fondy

19F 46

Národní knihovna



1002607171

XIX

F 46

Descripçao do Reino de Portugal. por
Juarte Nunez do Leão. Edição I. 1610.
Edição II. 1785. v. Lisboa.

Van Oosterhout 1797 auf geschildert. 9
Juli 19, 5.00 Uhr. Ein mit grünen Blättern
und gelben Blüten, Grünfrüchte 3000,
mit grünen Blättern, gelblich 13000
Blüten. 7. Juli 1798 - 95, auf der Insel
von der Inselgruppe. Funde bestanden aus
grünen Blättern von Grünfrüchten und
7. Juli 1798 sind an Stelle aufgeblüht. 194 Blüten
194 Blüten 4 blättrig, Blüte an Insel, 800 Blüten
an Insel, 1600 Blüten 16 blättrig an Insel. Durch 38 Blüten
6 Blüten 4 blättrig, 13 Insel grüne Blätter, 1000 Blüten
73830 Insel, Blüte weiß, an Insel grüne Blätter
508 Blüten 14 blättrig, 4000 Blüten 27 Insel grüne
Blätter 476 Insel grüne 3 grüne Blätter, 1000 Blüten
27-19 Insel grüne 3 grüne Blätter, 27 Insel grüne
21142 Insel.

Br i e f e ü b e r P o r t u g a l .

nebst einem Anhang

ü b e r B r a s i l i e n .

aus dem französischen

Mit Anmerkungen

herausgegeben

von

Matthias Christ. Sprengel,
Professor der Geschichte in Halle.



Leipzig,
in der Beygandschen Buchhandlung.

1 7 8 2.



B o r r e d e.

Gegenwärtige Briefe, welche hier in einer deutschen Uebersetzung erscheinen, sind zuerst in England unter dem Titel Lettres on Portugal on the Present and former state of that Kingdom, London 1777, 8. herausgekommen. Sie sind nachher selbst in Portugal übersetzt worden, ein Zeichen, daß ihr Inhalt nicht nur die Aufmerksamkeit der Eingebohrnen regte, sondern auch von der Verfassung des Königreichs eine getreue, und mit der Wahrheit übereinstimmende Schilderung lieferte. Im Jahr 1780. ward in Paris bei Cellot eine französische Uebersetzung besorgt, die den Titel führt: Lettres érites de Portugal sur l'état ancien et actuel de ce Royaume traduites, de l'Anglois. Sui-
* 2 vies

V o r r e d e .

vies du Portrait historique de M. le Marquis de Pombal, 72 Octavseiten stark, die eigentlich bei dieser gegenwärtigen Verdeutschung zum Grunde liegt. Auch in Italien sind sie mit Beifall aufgenommen, und Auszüge in dem Annali ecclesiastici di Firenze, allgemein gelesen worden. Also gegen Vorwürfe, die man dem Herausgeber etwa machen möchte, die deutsche Litteratur mit einem Buche vermehret zu haben, das keine Ueberschung verdiente, wäre er, da man es in drei Sprachen aufzunehmen für gut gefunden, ziemlichermassen gedeckt.

Aber ein Verdammungsurtheil in der Vorrede des dritten Theils, des im. vorigen Jahr gedruckten Vita di Sebastiano Giuseppe di Carvalho e Melo Marchese di Pombal Conte di Oeyras, dürfte vielleicht hin und wieder Leser gegen diese Briefe einnehmen, ehe sie solche selbst gelesen, und da bereits in Herrn Hofrath Meusels historischen Litteratur, wirklich aus dieser Vorrede das nachtheilige Urtheil wiederholt worden, so sieht sich der Herausgeber um so mehr genötigt, eine Ehrenrettung dieser neuen portugiesischen Briefe zu schreiben.

Beim

V o r r e d e.

Beim ersten Durchblättern der italienischen Lebensbeschreibung des Gymnisters Pombal kann man den Verfasser derselben, den über den Verfolger seines Ordens unversöhnlich erbitterten Ex-Jesuiten nicht erkennen. Pombal ist ihm nie der grosse Mann, der er wirklich war, ein Reich, das seit seiner wiedor erlangten Souverainität, in eine Dependenz andrer Art unter Jesuiten, fremden Handelsmonopolisten, und eigennützigen Freunden verfallen war, von einer zweiten eben so unterdrückenden Slaverei zu befreien. Pombal hat das mit allen grossen Staatsverbesserern, einem Richelieu, Peter dem Grossen, Ximenez, einem Greifenfeld und Boris Godunov gemein, daß ihre Bemühungen von ihren Zeitgenossen häufig verkannt worden, daß sie bei den Widersprüchen, die ihre Anordnungen und Neuerungen nothwendig finden müssen, und den Bemühungen ihrer kleinen und grossen Gegner ihre Pläne zu vereiteln, oft zu strenge, unrechtmäßige Mittel brauchten, ihre gutgemeinte Absichten zu erreichen, und manchem Unterthan, mancher Gesellschaft, wirklich zu gegründeten Beschwerden, Anlaß gaben. Aber deswegen war Pombal kein Tyrann, der an Menschenquälen Vergnügen fand, kein Feind der Menschen und der Religion, kein Bossewicht, der, wie in der angeführten Biographie zu häufig geschieht, nur als ein Schandfleck des menschlichen Geschlechts ges-

V o r r e d e .

geschildert zu werden verdient, und dessen Maßmen und Andenken man nicht mit Schmähungen genug schwärzen kann.

Um diesen desto mehr Eingang zu verschaffen, oder ~~Leben~~, die gegen Pombal nicht so aufgebracht seyn können, als Glieder eines durch ihm eigentlich zerstörten Mönchsordens, auch seine Vertheidiger verdächtig zu machen, mußte ein Werkchen niedergeschrieben werden, daß Pombals wirkliche Verdienste schildert, und dem Debit und ganzen Eindruck hinderlich seyn konte, den die partheiische Lebensbeschreibung machen sollte. So entstand die sechs und dreißig Seiten lange italische Widerlegung dieser Briefe, die übrigens Pombals Leben am Ende derselben vorzüglich trifft; daher wir es auch, weil von der größern Lebensbeschreibung, drei verschiedene Uebersezzungen von Trieste, Weimar und Leipzig aus nach einander an gekündigt wurden, und diese kurze Biographie nichts neues und erhebliches enthielt *), weggelassen haben,

Die

*) Nur einen einzigen von andern Lebensbeschreibungen dieses Ministers unbemerkten Zug haben wir

W o r r e d e .

Die Anmerkungen über die Briefe selbst sind bei weiten geringfügiger als die vorhergehenden, und zeigen zu gleicher Zeit Willen und Ohnmacht des Verfassers, ein Werkchen zu verrufen, gegen welches sich doch so manche gegründete Anmerkung machen ließe, und die der Herausgeber, der aus diesen Briefen sein eigenes Werk machen konte, auch nicht alle gehoben hat, weil die neuesten Staatsveränderungen von Portugal so selten außer den Reichsgrenzen gehörig bekannt werden, und was wir von diesem Staat und seinen Nebenländern wissen, in zerstreutem manchen Zweifel unterworfenen Fragmenten und selten zusammenpassenden Bruchstücken besteht und bestehen muß.

Unter diesen Anmerkungen über die hier übersezten Briefe werden sogar Druckfehler gerügt, die bei Rahmen wie Tautos statt Taucos, vielleicht dem Verfasser nicht einmal aufgeburdet werden können, oder Nachlässigkeiten bei Fahrzahlen, daß der Verfasser dieser Briefe die sechzigjährige Herr-

wir darin angetroffen, daß viele während seiner Ministerschäfts herausgekommene Staatschriften, gegen die Jesuiten, über die Verbesserungen des Ackerbaues ihn zum Verfasser haben.

B o r r e b e .

Herrschaft der Spanier mit dem Jahre 1626. einzigen ließ, die jeder Leser so leicht selbst verbessern kann, und auch in unserer Uebersetzung S. 3. ohne Geräusch, als was hier gemacht werden musste, verbessert worden. Die Hauptvorwürfe treffen Nachlässigkeiten im Ausdruck, oft übel angebrachte Reflexionen des englischen Verfassers, seinen Bericht von der Vertreibung der Jesuiten, ihren Niederlassungen am Paraguay, und der vom Pombal wiederhergestellte Universität Coimbra, gegen welche doch keine Anzeige wirklicher Unrichtigkeiten, sondern allgemeine Ratsonnements gemacht werden, wie etwa bei Gelegenheit der Büchercensur, die Pombal der Inquisition nahm, daß seitdem eine Menge irreligiöser Schriften das Reich überschwemmt hatten, oder daß bei der Schilderung von dem Verfall des Reichs in den letzten Regierungsjahren Johann des fünften, der Tadler dieser Briefe, den blüshenden Reichszustand dadurch zu erweisen sucht, daß doch unter ihm die Schatzkammer mit Balken unterstützt worden, um den Boden derselben gegen das Gewicht des brasilischen Goldes zu sichern. Manche andere Vorwürfe, die unserm unbekannten Briefsteller gemacht werden, sind entweder ungründet, oder seine Bemerkungen werden von andern Beobachtern des Königreichs Portugal bestätigt, z. B. daß der Infant Don Antonio unter der Regierung Johann des fünften ein besonder

Ver-

W o t r e d e .

Bergnügen an nächtlichen Schwärmerien fand, und seine Streifereien und Angriffe des Nachts die Straßen der Hauptstadt unglaublich unsicher machte, wird mit mancherlei Nebenumständen gleichfalls vom Verfasser der Relation *d'un Voyage fait a Lisbonne*, en 1733. et 1734. in Herrn Büschings Magazin, 12. Theil S. 244. und in dem *Etat present de Portugal*, vielleicht aus dieser Quelle erzählt. Die Bemerkung aber, die der Verfasser gegen S. 51. und die angebliche Gewohnheit der Grossen macht, ihre Habsbezirten als Officiers zu versorgen, und dabei in ihren Diensten zu behalten, ist die einzige wichtige, da sie einen in allen deutschen von Portugal handelnden Büchern eingerowzelten, auch hier S. 50. wiederholten Irrthum widerlegt. In Portugal ist unter dem hohen Adel gewöhnlich Personen des niedern Adels, und von guten Familien in Diensten zu haben, so wie die fürstlichen Familien in Italien dergleichen in ihren Häusern haben, die man gemeinhin Cappe nere zu nennen pflegt. Diese warten allein bei Tische auf, weit in Portugal kein Livreebedienter im Speisesaal anders kommen darf, als wenn er von der Herrschaft gerufen worden; und so dienten auch in den Häusern portugiesischer Grossen, Edelleute und Personen, die Officiersstellen unter den königlichen Truppen bekleideten.

B o r r e d e .

Es ist nicht zu läugnen, daß der Verfasser dieser Briefe, sich bei manchen wichtigen Verfälsern allzu kurz faßt, bei andern hingegen zuweilen seine eigenen Worte wiederholt. Eben deswegen ist der ganze achte Brief der Urschrift weggelassen; und hin und wieder sind quellenmäßige Nachrichten aus den besten Werken über Portugal, von dem Herausgeber bei Durchsicht der Uebersetzung verschiedentlich eingeschaltet worden, wovon gewiß die Erzählung vom Königsmorde im sechzehnten, und der in Deutschland noch nicht bekannte Grenztractat von Pardo vom 28. März 1778. in zweitsten Briefe, Liebhabern neuerer Geschichten angenehm seyn werden. Selbst Hr. Rainal, der bei der neuen Ausgabe seiner Geschichte der europäischen Besitzungen von Brasilien so genaue und fürtreffliche Nachrichten liefert, bemerkt von den Veränderungen nichts, die der Frieden zu Pardo seit 1778. in dieser Provinz gemacht hat.

Ungeachtet Brasilien an Herrn Rector Leiste in Wolsenbüttel, der 1780. Eudenas Berichte aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, mit eigenen Bemerkungen über den neuesten Zustand dieser Provinz herausgab, unter uns bereits einen genauen und allgemein bekannten sachkundigen Landesbeschreiber erhalten, so wird die diesen Brie-

B o r r e d e.

Briefen angehängte aus der neuesten Ausgabe des Abbe Raynal übersezte Nachricht von diesem Lande dem deutschen Publicum hoffentlich nicht unwillkommen seyn: Raynal hat bei diesem Abschritte neue, und nur Schriftsteller von seiner Celebrität zugängliche Quellen benutzt, und von diesem Lande viel vorher unbekante Nachrichten mitgetheilt, daß sie als ein ganz neues Werk angesehen werden können.

Außer den Anmerkungen unter dem Text hat der Herausgeber, der die Uebersetzung genau durchgesehen, Raynals Erzählung nur durch den Zusatz S. 228. von dem portugiesischen Guiana vermehrt, so daß der deutsche Leser hier nun an einem Orte die Beschreibung des ganzen portugiesischen America vollständig beisammen hat. An einigen Stellen sind Raynals Declamationen, womit er seine Erzählung oft so unndthig anschwellt, abgekürzt und weggelassen, die sonderbare Rede des Pater Beira, war auch schon als ein nicht zur Sache gehöriger, und eisigen Lesern vielleicht anstößiger Auswuchs, in Uebersetzung unterdrückt. Da aber ein deutscher Zeitungsschreiber der Verfasser des Courier du Bas Rhin, einem englischen Geistlichen in Newjork, nach Cornwallis Gefangenennahme in Birzinien,

B o r r e d e.

ginien, einen Auszug derselben ohne seine Quelle zu nennen, im vorigen Jahre halten ließ, dieser auch hin und wieder Aufsehen gemacht, so ist sie hier nach Rainals französischer Uebersezung aus dem Portugiesischen unverändert mitgetheilet worden.

Briefe über Portugal.

Erster Brief.

Lissabon den 26 Jan. 1777.

Rein Staat bietet vielleicht der Geschichte so interessante Gegenstände dar, als Portugal. Es sey nun, daß man das Auge auf die verschiedenen Revolutionen, die ihn ehemals und noch gegenwärtig trafen, oder die wirklich grossen Eroberungen richte, die ein Land in entfernten Welttheilen mache, daß sich kaum von der Obergewalt der Castilier, und der Mitherrschaft der Araber befreiet hatte. In sehr enge Grenzen eingeschränkt, und in dem Besitz einer sehr geringen Macht, finden wir dennoch, daß die Portugiesen die Mauern vertrieben, und sie sogar in ihr Land verfolgten, wo sie sich verschiedener wichtigen Städte in Marocco bemächtigten, von hier südwärts die lange für unschifbar gehaltene Küste von Africa, jenseit Cap Non, dem heutigen Vorgebürge Bonador führn beschritten, und endlich alle Regeänder vom weissen bis zum schwarzen Vorgebürge, und jenseit des Raps, von Nr. 22. Portugal.

5
von der Küste Coquines an, bis Guardafui, zu
Sclaven und Christen, oder wo sie dies nicht
konten, zu Bundesgenossen und Schutzverwands-
ten machen. Im Orient, oder wie wir es heu-
te nennen, in Ostindien, war der Fortgang ihrer
Waffen noch grösser, jede Küste, die jetzt von
Europäischen Handelsnationen besucht wird, war
ihnen bekant, und ihre Herrschaft haben sie in
einem Zeitraum von vierzig Jahren, von Oc-
tobr bis das lange Zeit in Fabeln verhüllte Cipan-
go ausgebreitet.

Portugal hat zu verschiedenen Zeiten die Ein-
brüche verschiedener Völker erfahren, und ist nach
und nach unter die Herrschaft der Römer, Go-
then und Mauren gerathen. Nachdem diese leg-
tern 1139. in der Schlacht bei Campo Durque
geschlagen wurden, ward Don Alphonso zum Kös-
nige von Portugal erklärt, und 1199. vom
Pabst in dieser Würde bestätigt.

Seit dieser Zeit ward das Königreich beina-
he vierhundert Jahre lang von seinen eigenen
Prinzen beherrscht, und nach dem Tragischen
Tode Don Sebastians 1578. ward die Krone
seinem Gross-Onkle, dem Cardinal Heinrich zu
Theil. Dieser Prinz, obgleich außerordentlich
gottesfürchtig und herablassend, legte dennoch
durch seine Schwachheit und Unthätigkeit den
Grund zu allem Elende, welches sein Vaterland
sechzig

sechzig Jahr lang von 1580. bis 1640. erbuden musste. Ein sicherer Beweis, daß Länder nicht dadurch regiert werden können, daß man Rosenkränze abgähst und Gebete herumreist, und daß ein König ein guter Mann seyn kann, ohne deswegen ein guter Fürst zu seyn. Der Cardinal König starb ohne Kinder, und weil er verschläfziget hatte, sich einen Nachfolger zu ersinnen, gerieth das Königreich unter die Bothmäßigkeit der Spanier, welche bis 1640. im Besitz desselben blieben, da sich endlich die Portugiesen auflehnten, das spanische Joch abschüttelten, und den Don Juan, Herzog von Braganza, zum Könige erklärtten, der von seinem Anherren Alfonso und seiner Großmutter Catharina doppelte Rechte auf Portugal hatte, und seine Nachkommen haben seit dieser Zeit immer die Krone getragen.

Man kan den Verfall Portugals von der Zeit an rechnen, daß es eine Provinz von Spanien ward, während dieser Periode verfiel die Portugiesische Marine in dessen Diensten und Vertheidigung gegen seine mächtigen Feinde. Der Handel litt so sehr, daß die Handelsflotte aus mehr als zweihundert grossen Schiffen weniger als vorher bestand. Die Ausegale wurden von Artillerie und Waffen von jeder Art ausgeseert. Mehr als zweitausend Stück mes-

4
tallene Kanonen, und eine unzählige Menge ei-
serne wurden nach Spanien geführt. Man sah
auf einmal mehr als neunhundert Kanonen auf
dem grossen Platze von Sevilla mit dem portu-
gieischen Wappen bezeichnet. Und die Contri-
butionen an Gelde waren so beträchtlich, daß
Spanien in der kurzen Zeit von 40 Jahren, nem-
lich von 1584. bis 1626. mehr als zweihun-
dert Millionen Piasters aus Portugal zog, und
alle Auflagen, die Spaniens Handels-Gewerbe
zu Grunde richteten, und in Neapel, Sicilien
und Catalonien den Geist des Aufzuhofs entflam-
ten, wurden in Portugal eingeführt.

Zu gleicher Zeit erklärten die Holländer den
Portugiesen den Krieg, unter dem Vorwande,
daß sie Untertanen des Königs von Spanien wä-
ren, vertrieben sie von den Inseln Ceylon, Ter-
nate und Tidor, und nahmen ihnen nach einer
sechsmonatlichen Belagerung Malacca weg; wo-
durch nicht nur das Monopolium des Zimts, der
Rellen, der Muskatnüsse und größtentheils des
Pfeffers in die Hände der Holländer kam, son-
dern auch die königlichen Revenüen, die den gan-
zen Ertrag des Pfefferhandels erhielten, gewalti-
ge Einbuße litten *).

Sie

*) Die Könige von Portugal und die nachherigen
spanischen Regenten waren so sehr besorgt, ein andes-
tes Gewerbe mögliche Wren-Pfeffer-Derbit in Europa
zu schaffen, daß sie

Sie nahmen ihnen auch die Hafen de sa Ma-
na und Arguin auf der Küste von Guinea weg,
nebst Fernambuc und einem grossen Theil von
Brasilien. Und obgleich Brasilien seit der Re-
volution wieder erobert worden ist, und die Por-
tugiesen noch jetzt verschiedene Ueberbleihsel ihrer
alten Macht in Indien haben, die in einzelnen
Plätzen, Goa, Diu, einigen Factoreien auf
Malabar, der Stadt Meliapur, Macao in Chi-
na, und einen Theil von Timor bestehen; so liegt
der Handel und die Macht dieses Königreichs doch
während der Zeit, da es unter der Herrschaft von
Spanien blieb, einen solchen Stoß, daß es sich
seit dieser Epoche in einem äußerst entkräfteten
Zustande befindet.

Zweiter Brief.

Lissabon den 20 Jan. 1777.

Dieses war der schwache und unbedeutende
Zustand des Königreichs, als Don Juan
von Braganza den Thron bestieg. Die Kriege,
die

vermindern, daß gar kein Ingwer nach Lissabon
anders als in Zucker eingemachte geschickt werden
durste. Reinem Kaufmann war es einmal er-
laubt, ein einziges Pfund Pfeffer aus Indien
mitzunehmen, und dem König gehörte in jedem
Indi

die es gezwungen führen musste, um seine Unabhängigkeit zu behaupten, waren der Wiederherstellung des Handels und dem Ansehen des Staats sehr ungünstig, indem ~~er~~ zu viel gelitten hatte, um sich geschwind zu erholen.

Don Juan, welcher am Anfang dieses Jahrhunderts den Thron bestieg, war wenig geschickt, die schwankende Macht seines Königr ichs zu bevestigen. Er war einer von denen Fürsten, welche unter dem Anschein eines populären Charakters, und ohne daß sie ihre Unterthanen zu unterdrücken scheinen, sich allen Arten von Vergnügungen überlassen, und weder um das Glück des Volks, noch die wahren Vortheile des Staats besorgt sind.

Dieser Charakter des Königs, sein sonderbarer Hang zu geistlichen Ausschweifungen, wie die von ihm mit grossen Kosten errichtete Patriarchals würde, und das mit 150 Millionen Eruaden erbaute portugiesische Escorial Mafra beweisen *),

Indischen Retourschiffe ein Platz von 500 Tonsen, seinen Pfeffer zu laden. v. Pyrard Voyages aux Indes Orientales. p. 139. 175. G.

*) So pflegte auch König Johann 3. nach dem Verfasser der Relation d'un Voyage a Lisbonne en 1733. et 1734. eines Augenzeugen, im 12ten Theile von Hrn. Wulchings Magazin, aus heilig

nebst einer neunjährigen Krankheit vor seinem Tode, schwächten die Regierung in allen ihren Theilen immer mehr, und das Königreich befand sich beim Antritt der Regierung des verstorbenen Königs Josephs 1750. in einem eben so kraftlosen, oder gar noch schlechteren Zustande, als unter der spanischen Herrschaft.

Der portugiesische Hof änderte sein ganzes System im Anfang der Regierung dieses Königs. Der Marquis von Pombal, welcher unter dem Namen Carvalho schon unter der vorherigen Regierung ein Departement des Staats versehnen hatte, ward sogleich zum Premierminister erklärt, und sah sich im Besitz des ganzen Vertrauens des Königs, und einer uneingeschränkten Gewalt.

Die

heiligen Eiser, kein Auto da Se zu verblumen. Da diese Ceremonie zuweilen über 24 Stunden dauerte, so sahe er beim Grossinquisitor den Anfang der Proceßion, und speisierte während derselben, in der Kirche des heiligen Dominicus, wo die Sentenzen verkündigt wurden, konte der König von seinem Sitz die Verhöre in der Mesa, und die Vorsätze der Unglücklichen anhören, durch Bekenntniss nie begangener Verbrechen ihr Leben zu retten. Nachher war er beim Verbrennen der Verurtheilten persönlich gegenwärtig, und ritt in einem Mangel verhüllt von einem Scheiterhaufen zur andern.

Die Stelle eines Staatsministers ist vielleicht mit grössern Schwierigkeiten in Portugal verknüpft als an irgend einem andern europäischen Hofe, weil der politische Zustand dieses Königreichs so unbestimmt ist, und keine Vereinigung unter seinen Gesetzen herrscht, die es von den Römern, den Mauren und dem Herkommen entlehnt hat. Alphonso, welcher zuerst als König von Portugal gekrönt wurde, machte mit einstimmiger Bewilligung der ganzen Nation verschiedene Verordnungen, welche als Grundgesetze des Staats aufgenommen wurden; diejenigen vornehmlich, welche die Rechte des Königreichs, und die Thronfolge betrafen. Die Verordnungen, welche die Municipal-Regierung angehen, muss man eher als Versuche ansehen; die brauchbar sind, um Gesetze darnach zu bilden, als wirklich vollkommne und vollständige Gesetze betrachten. Die römischen Gesetze scheinen den Grund der portugiesischen auszumachen, und sind dort noch immer in grossen Ansehen. In einer so wenig ausgebildeten Regierung muss es unstreitig weit mühsamer seyn, eine sichere Bahn auszuzeichnen, als in andern politischen Staaten, wo schon alles fest gegründet ist, und der Minister nur einem regulären System zu folgen braucht, um die grosse Maschine des Staats, wenn sie einmal aufgezogen ist, in gehöriger Bewegung zu erhalten.

Man

Man kan sich nicht besser von der Unbedenklichkeit des Glücks überzeugen, als wenn man eisnen Blick auf den politischen Zustand von Portugal wiefst. Man sieht dieses Königreich, welches vormals einen so angesehenen Rang in Europa behauptete, beinahe bis zur tiefsten Unberachtlichkeit herunter gesetzt. Ein Staat, welcher verschiedene Nebenländer in den verschiedensten Theilen der Welt erworben hatte, jetzt die einzträchtigsten davon verloren, und diese kaum schätzen kann. Eine Nation, welche ihre Eroberungen in einen neuen Welttheil erstreckt, und ihrer eigenen Unabhängigkeit verlustig wird, weil selbst die Reichthümer ihrer Eroberungen der wahre Grund ihres Verfalls wurden.

Um sich von den portugiesischen Angelegenheiten einen richtigen Begriff zu machen, muß man bis auf den Zustand des Königreichs zurück gehen, da dem Marquis von Pompal das Staatsruder anvertrauet wurde.

Das Land war überhaupt nur schlecht bebaut, die Erndten waren sehr unzureichend, und selbst da, wo es bebaut war, brauchte man das Land nur, um Artikel des Luxus und Ueberflusses hervor zu bringen, anstatt es zu den ersten Bedürfnissen des Lebens anzuwenden. Portugal mußte

musste alle sein Korn *) und seine Tücher von Fremden erhandeln, und die Bevölkerung nahm in demselben Verhältnisse ab, als die Produkte des Landes. Viele Tausende von Menschen wurden dem Königreiche auf diese Art entrissen, und die, welche noch blieben, nahmen täglich ab, durch die Schwierigkeit, die sie hatten, ihren Unterhalt zu finden.

Die Künste waren zu Grunde gerichtet. Die Industrie war erloschen, der Handel ganz in den Händen der Fremden, dem Könige fehlte es an Gelde, die Krone war ohne Schatz und der Staat ohne Mittel; der kriegerische Geist war verschwunden, das Königreich hatte den Namen nach eine Armee und keine Soldaten.

In Brasilien waren die Sachen eben so beschaffen. Es war dort kein ordentlicher Platz zu Bestellung des Ackerbaues, und sogar keine Art von Administration. Man verwandte nur einige Sorgfalt auf entbehrliche Produkte, mit letzterem daß man die einheimischen vernachlässigte. Die Schifffahrt des Landes war auf alle mögliche

Auf

*) Nicht alles Korn, was Portugal zu seiner eigenen Bedürfnis von auswärts erhält, wird von Fremden gekauft. Man kann eigentlich die Azoren als seine Kornkammern ansehen; und vorzüglich wird Lissabon von Terzera und Fayal mit Weizen und türkischen Korn versorgt.

22

Art eingeschränkt; kein Schiff durfte eine günstige Gelegenheit nutzen, um seinen Handel allein zu machen, die Schiffe mussten in einer Flotte *) absegeln; welches verursachte, daß sie sehr oft zu spät ankamen; zu grosser Nachtheit der Eigentümer, ohne der außerordentlichen Kosten zu erwähnen, welche die Länge der Reisen mit sich bringt.

Der geringe Worthalt, welchen man von dieser Colonie zog, ist der sicherste Beweis, daß die Verwaltung fehlerhaft war. Die Produkte einer Strecke Landes von mehr als 1200 französischen Meilen beliefen sich 1750. bey dem Tode Don Juan des fünften nur auf 22 Millionen Pfund ungeläuterten Zucker, 2000 Ballen Toc-hack, 15000 Felle, ein wenig Sassafrass, Cafré, Reis und Indigo; in allem nicht der hundertste

*) Ehe der Handel gewisser Provinzen von Brasilien durch die Gesellschaften von Grampara, Maranhon und Hernanabuc so sehr herunter kam, pflegten jährlich im März, zwanzig bis zwey und zwanzig Kauffahrtheyschiffe nach Rio Janeiro, dreißig nach Bahia, eben so viel nach Bernambuc, und sieben bis acht nach Paraiba zu gehen. Die nach Rio Janeiro und Bahia bestimmten Schiffe sind gewöhnlich von 500 Tons, die nach andern Häfen etwa halb so groß, weil sie nicht Wasser genug für Schiffe von grosser Ladung haben.

derste Theil von dem, was dies ungeheure Land natürlicher Weise hervorbringen sollte, und nur eine geringe Kleinigkeit, nach dem, was jetzt Brasilien dem Mutterlande überläßt. Dies war der Zustand von Portugal, als der verstorbne König dem Marquis von Pombal die Regierung übertrug.

Dritter Brief,

Lissabon den 2ten Febr. 1777.

Der Ackerbau war der erste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Ministers, auf sich zog. Er fand ihn in dem elendesten Zustande und sogar in den ersten Grundregeln schlechthaft. Man glaubt, daß Portugal, ehe es ein handelnder Staat wurde, nicht allein Korn, genug für seine eigene Bedürfnis hervorbrachte, sondern sogar in hinlänglicher Menge, um andere Länder damit zu versorgen.

Der Tractat von 1703, durch welchen sich England verpflichtete, alle portugiesische Weine statt seiner Manufakturwaaren anzunehmen, veränderte alle Kornfelder in Weinberge, so daß das Land mit Wein überschwemmt war, und den äußersten Mangel an Brot litt. Marquis de Pom-

Pombal befahl, um diesem Uebel abzuhelfen, ein Drittheil der Weine auszureissen, und Korn an dessen Stelle zu pflanzen *).

So eigenmächtig als diese Verordnung zu seyn scheint, war sie dennoch durchaus nothwendig, wenn man den Geist der portugiesischen Regierung und den Charakter des Volks in Erwägung zieht; und obgleich überhaupt Verbote dieser Art einen zu grossen Zwang verursachen, so können sie doch zuweilen durch die Bedürfnisse des Staats gerechtfertigt werden, zumal wo das Land so erschöpft und abhängig ist als Portugal.

Der

*) Der Weinbau hatte in der Provinz Estremadura sehr zugenommen, besonders in der Gegend Santaren, da man den Vortheil daren an der Südseite des Taquis sahe, stieg man an, an der Nordseite zu pflanzen. Um den Ackerbau auszuhelfen, wurden alle Weinberge an der mitternächtlichen Seite des Flusses, von Saccaventan, bis über Santaren gänzlich zerstört. Die Anzahl der Weingärten, die damals ausgerottet wurden, war so groß, daß man ihren jährlichen Ertrag auf 37000 Fuder rechnete. Damals breite sich eine Sage aus, weil der Minister seine Weingärten in Deyras sehr erweiterte, er habe deswegen dies Verbot ergehen lassen; weil sie keinen Weinabsatz in Deyras nachtheilig wären. S. Nachrichten von dem portugiesischen Hofe, und der Staatsverwaltung des Grafen von Deyras S. 133. —

Der Erfolg hat die Wahtheit dieses Sages bestätigt; denn obgleich das Land noch nicht Kornernung zu seiner eigenen Consumption hervorbringt, so ist es doch in diesem Stücke weit weniger von Fremden abhängig als vormals.

Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß beinahe kein Theil von Portugal ist, welcher nicht einiger Art von Cultur fähig wäre; eine grosse Strecke des Königreichs, welches unbesiedelt liegt, könnte fleißigen Arbeitern ihre Mühe reichlich versprechen; und selbst die Felder, welche bearbeitet werden, sind bey weitem nicht so gut bestellt, als in andern Theilen von Europa. Der portugiesische Bauer kennt, (oder welches eben so viel ist) gebraucht keine von den verschiedenen Arten, das Erdreich zu verbessern. Der Mist ist der einzige Dünger, dessen er sich bedient. Die Felder, wo man einmal Korn gesät hat, bleiben in denselben Zustande vom Vater auf den Sohn, ohne daß nur einmal daran gedacht würde, mit der Kornart abzuwechseln, welche man darauf bauet. Dies ist ein unzweckmäßiger Beweis, daß, wenn das Erdreich und Clima die Produkte nicht außerordentlich begünstigten, die Erndten zulegt ganz ausbleiben müsten, und zeigt uns zugleich, was diese Ländereien einbringen könnten, wenn der Ackerbau gehörig bestellt würde.

Man

Man kann hier nicht die wunderliche Meinung anführen, daß es den südlichen Völkeren durchaus an Thätigkeit des Geistes hiezu mangelt. Die Annalen von Portugal widerlegen dieses Vorurtheil, und die Tyrier sowol als die Carthaginenser, ja die Araber, unter deren Herrschaft die portugiesische Halbinsel, an Flor und Wohlstand alle christliche Länder übertroffen, geben uns einen Beweis vom Gegenthell; wir müssen daher den Grund in der Regierungsform suchen, anstatt dem Clima diesen Fehler zuzuschreiben.

So sonderbar auch diese Behauptung klingen mag, ist es doch nicht weniger begründet, daß Portugal sich noch in einem Zustande der Kindheit befindet; und mitten unter den gesittesten Nationen von Europa noch in grosser Barbarey steckt. Mit dem Verfall ihres Handels haben die Portugiesen den Geist der Industrie verloren, die Kenntniß der Künste, den Gebrauch ihrer Vernunft und sogar die Grundregeln der gesunden Politik.

Es ist nicht lange, so bestanden alle ihre Gartengewächse in einer schlechten Art Kohl, in Zwischen und Knoblauch; man kannte keine einzige Art von den vortrefflichen Früchten und Gartengewächsen, welche jetzt in so grosser Verschiedenheit in Portugal zu finden sind. Nur erst im Jahr

Jahre 1548i brachte man die Pomeranzen von China dorthin, welche jetzt beynahe wild wachsen

Die See und die Flüsse haben einen erstaunenden Ueberfluss an den besten Fischarten; und ungeachtet des Zehnten der Geislichkeit, der Erpressungen der Aufseher des Königlichen Hauses und der vielen Einschränkungen, welche den Gleich der Fischer niederdrücken, sind die Märkte doch gut versorgt und die Fische werden in mässigem Preise erhalten.

* * *

Vierter Brief.

Lissabon den 10ten Febr. 1777.

Der Handel zog des Ministers Aufmerksamkeit an sich, er sahe wohl ein, daß ein Land, das einen grössern Passiv- als Activ-Handel hat, wie dermalen der Fall mit Portugall war, nothwendig verarmen müsse.

Als patriotischer Minister suchte er die Produkte seines Vaterlandes zu vermehren, und dessen Handels- Bilanz auf einen vortheilhaftern Fuß zu setzen. Er fieng also an, den Geist der Industrie zu beleben, und Manufacturen zu ermuntern. Er nahm Holland zum Beispiel, dessen Clima den Künsten gar nicht günstig ist, und dessen

27

dessen Boden dem Geist keine grosse Schärfigkeit ge-
ben kann, demungeachtet hat die Industrie der
Cintoshner dies Land so verändert, daß der gte-
ste Ueberfluss bald dem allgemeinen Bedürfniß folg-
te, und daß eine ursprünglich arme, und einem
mächtigen Reich unterworfenen Nation, sich jetzt
in einem angesehenen Zustande befindet, und ih-
re Nachbaren täglich belästigen müssen, ihre Einser-
hen und ihre Reichthümer zu vermehren.

Pombal suchte Wollen- und Seidenmanufa-
cturen, und Glashütten anzulegen. Eine Glas-
hütte ward 1768, bey Lissabon angefangen, wo zu
dem König 80000 Crusaden hergab. Der Zoll
auf französische, englische und böhmische Glass-
waaren ward erhöhet, und als die portugiesi-
schen Glasswaaren demungeachtet noch höher als
die auswärtigen im Preise standen, so ward dies-
ser Zoll verdoppelt, welcher zu Lissabon hun-
dert Prozent beträgt. Zu Oporto ist er geringer,
aber hier kann auch nicht viel Glas abgesetzt wer-
den. Ein Engländer führte die Aufsicht über die-
se Glashütte, und 1771. wurden unterschiedli-
che geschickte Glasmacher, nebst einem Glasschleiß-
er und Schraubenmacher heimlich aus Böhmen
nach Lissabon getlockt *). Stück kosten freitlich
diese

* Man siehe von Taubens Abschilberung der englischen Manufacturen und Handlung, 1ster Band
S. 81. f.

diese Manufacturen dem Staate mehr als sie einbringen, aber dies ist nur ein kurzer Verlust, der in der Folge reichlich ersetzt wird. Denn durch Errichtung der Manufacturen vermehren sich die Einwohner der niedern Classen, die mit der Zeit ihren Arbeiten eine grössere Vollkommenheit geben, auch wohlfeiler arbeiten werden, als man zu Anfang einer neuen Unternehrnung erwarten kann.

Diese neuen Anstalten beunruhigten die englischen Kaufleute ungemein, die dergleichen für eine förmliche Uebertragung ihrer Privilegien erklärten, und sie waren sehr finstreich, ihr Missvergnügen bey aller Gelegenheit an den Tag zu legen. Die geringste Zwistigkeit zwischen ihnen und den Zollbedienten ward in einer weitläufigen Klage als eine grosse Ungerechtigkeit gegen die englische Factorie vorgestellt, und das Ministerium beider Höfe in Bewegung gesetzt.

Der Minister Pombal antwortete in demselben Ton, und beklagte sich, daß England mehr Geld als Waaren ausführte, welches den Handelstractaten zuwider wäre. Die Factorie leugnete dieses, obgleich der Minister es aus seinen Staatsrechnungen beweisen wolte, aber die englischen Kaufleute wöllten sich in diese Vertheidigung nicht einlassen.

Bischof

Wirklich war des Ministers Morgeben nur
olzuwahr, und der Handel der Engländer für
Portugal im höchsten Grad nachtheilig. England nahm von den Portugiesen die beiden Haupt-
producte ihrer Colonien nicht, weder Zucker noch
Tabak, und wirklich haben die Zuckerinseln der
Britten, und der wohlfeilste Preis ihres Zu-
kers, dem portugiesischen Zuckerabßatz den grös-
ten Schaden zugefügt. Sobald Barbados an-
gebauet ward, verminderte sich die Zuckeraus-
fuhr von Brasilien, von 130,000 Kisten bis auf
30000, und Madara, das nebst Wein einen
beträchtlichen Zuckerbau hatte, hat diesen Ma-
rungszweig aus Mangel des Absatzes ganz aufge-
ben müssen, und die Zuckermühlen hier sind ver-
lassen oder verfallen. Salz, ein Hauptproduct
des Königreichs, wovon die Nordischen Nationen
jährlich auf 15000 Mojos holen, und das in
manchen Jahren in ganz neuen Zeiten auf 113
Schiffen bloß nach der Ostsee durch den Øresund
ging, dagegen in denselben Jahren nur 41
Schiffe mit englischen, und 17 mit französischen
Salz hieher beladen waren, holte England fast gar
nicht, und was es von fremden Salz zum Behuf
seiner Fischereien brauchte, ward gewöhnlich von
den Capoverdischen Inseln geholt. Wolle siefern
Portugal zu wenig, als daß England viel davon
ausgeschiffen konte, und was davon jährlich außer Lan-
des geht, berechnet man gewöhnlich nur auf 12 bis
15 S. 15000 Kisten, oder jährlich 13600

13000 Centner. Ja selbst vom Wein, worauf der englische Gesandte Methuen 1703. den vortheilhaftesten Handel seiner Nation gründete, kauft England in gewöhnlichen Jahren nicht vielmehr, als es vor dem Handelstractate zu nehmen pflegte. Denn nach bekant gemachten Berechnungen, erhielt England, in den vier Jahren, von 1703. jährlich 31,324 Tonnen Wein, und vier Jahre nachher nur 698 Tonnen mehr, in allen 32022 Tonnen. Diese Exporte ist auch in neuern Zeiten nicht sehr gestiegen, und nach Einfuhrlisten, die dem Parlament während des americanischen Krieges vorgelegt wurden, bekam England selbse nicht mehr als 14482 Tonnen, und in Irland, wo doch stark getrunken wird, und der Wein weniger Imposten bezahlt, ward von 1764. bis 1777. an Frankreich sowol als Portugiesischen doch nicht mehr als zwischen vier und fünftausend Tonnen verzollt*), so, daß England für seine Waaren gewiß meist baares Geld aus Portugal zieht, und die britische Faktorie grosse Ursache hatte, sich nicht mit dem Minister in Handelsberechnungen einzulassen.

Indessen ist es wahr, daß der Minister die Einfuhr fremder Waaren zu vermindern suchte; welche blos dazu dienten, den Luxus und den
 Youngs tour in Irland. Vol. 2. p. 353.

Wükgang zu unterhalten, die dem Geist der Industrie, den er erregen wolte, so durchaus zu wider sind. Es war ihm nicht unbekant, daß das Volk natürlich mehr geneigt ist, sich fremder Waaren zu bedienen, welche zum Gebrauch ganz bereitet sind, und an die sie sich gewöhnt haben, als ihre eigene Manufacturen zu verbessern, welches nur langsam von statten gehen kann.

Das einzige Mittel, diese grosse Einfuhr einzuschränken, ohne den Tractat zu brechen, war daher, die Ausfuhr der Gold- und Silberbarren zu verbieten, ein Gesetz, welches alle andere Staaten mit einander gemein haben, und welches in Portugal rechtmässiger als irgendwo ist, um die National-Industrie rege zu machen.

Die englischen Kaufleute geniessen gewisse Privilegien, welche alle dem Geist der portugiesischen Regierung durchaus entgegen gesetzt zu seyn scheinen.

Sie haben das Recht, ihren eigenen Richter bei Processen zu wählen, in denen sie verwickelt werden.

Sie geniessen einer völligen Accisefreiheit für alle Lebensmittel, die sie für sich, ihre Familien und Dienstboten brauchen, und man kann sie Schulden halber nicht fest nehmen.

Sie sind noch im Besitz eines andern grossen Vortheils, obgleich er in keinen Tractat bestimmt ist,

ist. Dieser besteht darin, daß sie wöchentlich ein Paquetboot abschicken können, ohne es von den Holländischen Untersuchungen zu lassen. Diese Vorrechte, welche sich keinesweges mit dem Interesse des Staats vertragen, geben natürlich von beiden Seiten Anlaß zu Klagen und Zankereien. Man gesattet vergleichen ausschließende Privilegien gar nicht in Vändern, wo man das Interesse des Handels besser einsieht. Denn die Freiheit des Handels besteht nicht darin, daß dem Kaufmann die Macht gegeben wird, alles zu thun, was ihm gefällt; und was einem Privatmann als Zwang aufgelegt wird, kann man nicht als eine Erschwerung des Handels betrachten.

Die Kaufleute in England und Holland selber sind mehr in ihren Geschäften eingeschränkt als die englische Faktorie in Lissabon; und man kann doch nicht leugnen, daß der Handel überhaupt in diesen Ländern so frei als möglich sei.

Günster Brief.

Lissabon den 1sten März 1777.

Wenn das Vorgeben wirklich begründet ist, daß der englische Handel in Portugal sehr abgenommen hat, führt es blos davon her, daß die

Die Portugiesen den Schleichhandel von Buendes ihres verloren, welches jährlich sechzigtausend Pfund Sterling betrug, daß sie ihren eigenen Kornbau verbessert, selbst Fabriken und Manufacturen errichtet, und nicht, weil sie irgend einer andern Nation Vorrechte verstattet haben.

Der unmittelbare Handel der Nordamerikaner hat auch viel dazu beigetragen, die Ausfuhr der Engländer zu verhindern. Denn die americanischen Schiffe bringen Korn, Mehl, Gartenfrüchte, gesalzene Fische und verschiedene andre Artikel, welche sonst geradezu aus den englischen Häfen herbeigeführt wurden.

Der folgende Auszug aus den Registern des Zollamts zu Lissabon, wird diese Sache besser aufklären als alle Raisonnemens; er wird zugleich den grossen Antheil zeigen, welchen die Engländer noch an den Portugiesischen Handel haben.

Schiffe, welche in den Häfen von Lissabon angekommen sind

1774.	1775.
Portugiesische	104
Holländische	52
Französische	43
Schwedische	45
Dänische	41
	28
	Span

Spanische	7	Spanische	9
Venetianische	4	Venetianische	4
Hamburgische	1	Danziger	1
<hr/>		<hr/>	
Total	297	Total	298
Englische	348	Englische	371

In diesem Verzeichniß sind die Schiffe, welche den Weinhandel in Oporto besorgen, nicht eingeschlossen, noch die, welche wegen des Handels von Vevra nach Aveiro kommen, oder nach Figueira wegen der Universität Coimbra und ihrer Gerichtshälfte, nach St. Iubes für Salz und andere Artikel, nach Faro und in die andern Hafen von Portugal. Alle diese zusammen müssen eine anscheinliche Zahl ausmachen, ich bin aber nicht im Stande, eine genaue Nachricht davon zu geben.

Es erhebt aus dem Auszuge, welchen wir von den Zollregistern gemacht haben, daß vor dem heimischen Handel ungerechnet der Handel der Engländer in Lissabon mehr als noch einmal so viel beträgt, als der aller andern Nationen zusammen genommen.

Der Thiatat vor 1703. befreite die Engländer ausschließlich von allen portugiesischen Gesetzen, welche ausdrücklich die Einfuhr aller Arten von Wollenmanufactyren ohne Ausnahme

verbieten. Es wohin denn solche, deren Importation die Engländer zum Besten der Holländer verlangten, welche auch durch ihre Vermittelung 1705. die Erlaubnis erhielten, Wollmanufacturen aus einigen deutschen Städten und ihre eigenen einzuführen.

Der Handel der Engländer besteht vorzüglich in wollenen Zeugen, Flanellen, Etaminen, Brogues, Lüchern, und aller Arten wollenen Waren, die man in Norwich, Manchester und Spitalfields fertigt. Nach einer Berechnung, die dem Parlament 1713. vorgelegt ward, betrug der Wert aller englischen in Portugal eingeführten Wollwaren, £. 300.000 Pfund Sterling, und was Portugal an andern Handelswaren aus England erhielt, 70000 Pfund. Ja das einzige Artikel von Flanellen, wovon England in manchen Jahren für £. 12920 Pf. Sterling absegte, bezahlte, was es von portugiesischen Öl, Salz, Früchten und andern Waren, Wein ausgenommen, bekam. Ferner Leinwand, seideze und wollene Strümpfe, Baumwollenzeuge, und alle möglichen Waren, die in Birmingham und Sheffield fertigt werden. Außerdem Uhren, unverarbeitet Zinn, Blei und Kupfer, Steinkohlen, selbst Lebensmittel, die in gesalzenen Fleische, Lbern, Wohl, Zwieback und Stockfisch *)

*) Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts fingen Portugal

bestehen. Überhaupt schickte England zu mancherlich eigene und nordamericansche Waaren nach Portugal, daß dieser Stadt gewis 100000 englische Manufacturisten und andere Arbeiter in Mähtung und Bewegung seyn würden aus Angst.

England nimmt dagegen an portugiesischen Waaren, wie oben bemerkt worden, nur wenig Artikel, Wein, Felle, Früchte und Oryzelle, und manche, wie Salz ^{*)}, Tabak und Öl, in unbeträchtlichen Quantitäten.

Portugal ist gut wie Spanien seine Kostenbücher selber auf den Sandbänken von Neu-Holland land. Sie haben 1528. fünfzig Fahrzeuge hier, gegen wie England nur noch dreißig Schiffe beschafft, welche hier 3000 Tonnen Ladung zurück brachten. Anthony Packhurst, on the true State and Commodities of Newfoundland. in Hackwits Voyages. T. A. II. p. 132.

*) Salz geht vorzüglich nach Schottland, und Glasgow, der vornehmste Handelsort dieses Reichs erhielt 1770. ca 16000 Buschel und überhaupt an portugiesischen Waaren, in diesem Jahr von Figueira, 1048 Buschel Salz, 1399 Gallons Wein, (deren 168 ein englisches Orthost machen,) von Lissabon, 1710 Buschel Salz, und 2265 Gallons Wein. Von Oporto 125000 Pfund Kote, 900 Citronen, 16907 Gallons Wein. Von St. Ubes, 26000 Citronen, 7202 Buschel Salz, und 1135 Gallons Wein. v. Gibsons History of Glasgow. p. 214.

Es ist daher offensbar, daß Portugal eine ansehnliche Summe in Gold- und Silberbarren dessen Nationen, mit welchen es handelt, zuschiesen muß. Längstens ist durch die Register der Flotte bewiesen worden, daß in einer Zeit von sechzig Jahren bis 1756 man 105,010,000 Pf. Sterling in Portugal eingeführt hat. Und dennoch ist es eine wohlbestätigte Sache, daß sich alles Geld des Königreichs im Jahr 1754. nur auf 750000 Pfund Sterling belief; und daß zu gleicher Zeit die Nation 315000 Pfund Sterling verschuldet war *).

Es

* Nach den englischen Postregistern die Sir Charles Whitworth von 1697. bis 1773. bekannt gemacht hat, verdoppelte sich gleich mit dem Jahr 1703. Englands Einfahre in Portugal gegen die besten Jahre der vorigen Zeiten, wohin England doch wohl hinschauen wie um 1698. und 1701. fast mehr als 233800 Pf. St. an Waren eins als ausführte. Von 1703. 1763. war nur ein einzelnes Jahr 1732. Englands portugiesische Einfahre und Ausfuhr sich fast holdmäte, und Portugal nur für 84844 Pf. englische Waren mehr bekam, als es mit eigenen, und brasiliischen Produkten bezahlten konnte. Und nur vier Jahre dieser Periode bestieg der Überschuss der englischen Ausfuhr nicht völlig 300000 Pf. der solist im Durchschnitt gewöhnlich auf 600000 Pf. St. stieg. Von 1765. 1773. aber hat sich dieser Überschuss über die Hälfte vergrößert, und fiel abwechselnd zwischen

173,164

Es ist aber wirklich offenbar, daß der englische Handel dennoch am wenigsten unvorteilhaft für die Portugiesen ist, weil eine so grosse Menge englischer Produkte, als Wein, Pomeranzen, Citronen, getrocknete Früchte und andre Handelswaren häufig nach England geführt werden, welches die Balance des Handels zwischen diesen beiden Nationen fast gleicher macht, als sie sonst mit irgendeinem andern Volke seyn könnte.

Was die Portugiesen nach Holland, Frankreich und der baltischen See führen, ist mit sehr wenig in Vergleichung dessen, was sie von dort wieder bekommen. Es ist ein grosser Verthum, wenn man England für den einzigen Abgrund hält, der nicht nur die Portugiesen, sondern auch die Spanier, die Holländer und die Franzosen, die in der Zeit 173, 164 und 165, 170 Pf. Zeit dieser Zeit, wo das Whitworths Register aufzählen, oder den amerikanischen Waren, mit dem Handel noch mehr verflochten, wie Doctor Petrie, in seine *Essay on the population of England*, p. 83, beweiset. Weil diese Bilanz des neuesten Zustandes englisch-portugiesischer Handels entböhlt, und an einem Orte siehe, wo man sie nicht vermutet, will ich sie von daher entzücken.

Engl. Einf.	Ausfuhr	Ab verschus Gabe.	Port.	dohin:	der letztern.
1775.	367893 Pf.	632989.	265096.		
1776.	372439.		530784.	158345.	
1777.	382708.		554449.	171741.	
1778.	349526.		132936.	99360.	

der das portugiesische Geld verschlingt; dieser Pro-
thum kommt daher, daß die englischen Schiffe wegen ihrer bekannten Vorzüge in der Schiffahrt, beinahe einzig gebraucht werden, dieses Geld auszuführen; so, daß sie nicht allein die Gelder der Holländer und anderer handelnden Nationen nach England, sondern auch geradesweges nach verschiedenen Seehäfen des mittelländischen Meerschiffen *) ; welches ihnen das Ansehen bleibt, als ob sie einen weit größern Anteil am portugiesischen Handel hätten, als sie wirklich besitzen.

Seit einiger Zeit wird dem portugiesischen Minister der Verfall des englischen Handels in Portugal zugeschrieben. Ich kann aber versichern, daß wenn gleich der Minister völlig überzeugt war, wie ungünstig dieser Handel vor Portugal sey, und sich bemühte, ihn auf einen bessern Fuß zu setzen, so war er dennoch eben so vollkommen überzeugt, daß der Handel mit England dem Reiche am wenigsten schadete, und begünstigte die Verbindung mit dieser Krone überaus sehr. Will man ihn beschuldigen, den Trat-
tat mit England entgegen gehandelt zu haben, weil er den Ackerbau zu befördern suchte, Rüns-
ste

Die englische Besatzung in Mündaca wird mit portugiesischem Galle bezahlt. Zweitmal im Jahre kommt ein Schiff von Lissabon mit reicher Ladung an.

sie eingeführen, den Handlungsspielraum zu beleben, und das Joch der Fremden abzuschütteln, bemüht war, so glaube ich handelte er recht, und für das wahre Beste seines Vaterlandes. Und so sehr auch diese Maßregeln dem Interesse fremher Kaufleute zu wider laufen, so machen sie doch dem Minister die grösste Ehre, obgleich einige wenige Privatleute darunter leiden mögen.

Es würde gewiß eine sehr eingeschränkte Politik seyn, wenn man nicht zugeben wollte, daß nur ein Minister entscheiden müsse, was dem Interesse des Staats am zukünftigsten ist; denn ungeachtet alles dessen, was man von der Treue und Aufrichtigkeit in Tractaten anführen kann, so bleibt doch jeder Staat der bester Richter von seinem eigenen Interesse, und besitzt das unfehlige Recht, diejenigen Mittel anzuwenden, welche es zu seiner Erhaltung und zur Förderung seines Wohlstandes am geschicktesten hält.

Gehörter Brief.

Lissabon den 2ten May 1777.

Bei Anordnung der Finanzen hatte Herr Dom-
bal grosse Schwierigkeiten zu überwinden.
Die lange Krankheit des Don Juan des fünften
vorch

vor seinem Tode hatte, alle Theile der Regierung geschwächt, und alle Arten der Misbräuche einzuführt. Der Staat war ohne Geld, und mehr, als vier Millionen Pfund Sterling schuldig, und obgleich die jährliche Einfuhr der Gold- und Silberbarren von den Colonien sehr beträchtlich war, so betrug alles Geld des Landes doch nicht mehr als 700,000 Pfund Sterling *).

Er versuchte diese Misbräuche abzuschaffen, sie wären aber mit dem ganzen Wesen der Regierung so verflochten, daß eine grosse Macht und viel Beharrlichkeit und Rechtschaffenheit nöthig wären, um sie auszurotten. Er machte damit den Anfang, daß er viele Stellen und Pensionen unterdrückte oder einzog, welche Personen bekleideten, ohne dazu im mindesten tüchtig zu seyn. Er schafte die herrschende Gewohnheit ab, beinahe jedem, der darum anhielt, eine Pension zu gewähren.

*) Nach Hrn. Legationsrath von Jung Nachrichten von der portugiesischen Literatur, S. 93. war Silbergeld noch 1762. so rar, daß es unglaubliche Mühe gekostet haben würde, 100 Thaler Silbergeld zusammen zu bringen. Der Truppen wegen mußte etwas Silbermünze geschlagen werden, wozu das Silber aber aus England kam. Dies ward aber bald so selten, daß wenn man in einem Laden, um eine Waare eines Thalers wert handelte, der Krammer lieber nicht verkaufen, als eine Guinee wechseln wollte.

währen. Er verminderte die Zahl der Wasseher und Einnehmer der Finanzen, machte neue Einrichtungen in der Art sie zu heben, so daß die Gehung der Königlichen Einkünfte überhaupt nur ein halb Procent der ganzen Einnahme kostete; und dieses kam zum Theil noch daher, daß das Geld aus den entfernten Provinzen mit der Post geschickt wurde, welche in Portugal an eine gewisse Familie verpachtet ist. Er untersuchte die Rechnungen derjenigen, welche Forderungen an den Staat hatten, und fand verschiedene Artikel offenbar übersezt, die er sodann verbesserte, und Einrichtungen machte, wodurch dergleichen Missbräuchen aufs künftige vorgebeugt wurde.

Durch diese heilsamen Verschreibungen brachte er die Einkünfte des Staats bald in einen besseren Zustand, wodurch er grosse Summen ersparte, und in kurzer Zeit der Königlichen Schatzkammer eine weit leichtere Circulation verschaffte.

Unterdessen, daß man sich mit diesen Einrichtungen beschäftigte, brachte das erschreckliche Erdbeben 1755. eine gänzliche Veränderung in der Gestalt der Sachen hervor. Unter allen Unglücksfällen, welche ein Land treffen; ist dies ohne Zweifel der furchterlichste. Man rechnet, daß über 15000 Personen von der Erde verschlungen wurden. Das Land war allgemein,

die

die ganze Stadt war nur ein ungeheurer Haufen Schutt; die Reichthümer des Fürsten, der Kirche und des Volks hatten alle ein gleiches Schicksal, und die Erde nahm wieder die Metalle in ihren Schoß auf, welche der Geiz ihr entrissen hatte *).

Der

* Ueber dies Erdbeben findet man im hannoverschen Magazin 1779. vom 64. bis zum 78. Stück eine interessante Sammlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon, in dieser Stadt und ihrer Nähe geschrieben worden, und die mannigfaltigen schaus dervollen Aufritte deutsch schildern, die die allgemeine Verwirrung der Einwohner vergrößerten. Auf dem grossen Marktplatz Rossie, wurden schwangere Weiber unter dem Getümmel von Geburtschmerzen überschlagen, und gebahren vor Jedenfalls Augen. Priester und Mönche liesen mit dem Kreuze herum, und riesen den Verwundeten, Hasverküsten ohne Unterlass zu, das Ende der Welt ist da. Der König lies befehlen, das Volk solle sich von der Stadt entfernen, aber die Leute antworteten den Soldaten, sie hätten keinen König. Wegen des überhand nehmenden Feuers, und der Besorgnis, daß die Pulverthäme in Brand gerathen möchten, wolle der König den dritten November die Stadt bombardiren, und rastiren lassen. Wegen der Diebereien, ward jeder Verdächtige, der gebrannte Geld bei sich führte, oder unter dem Schutt grub, ohne Umstände aufgeknüpft. Nach diesen

Dr. W. Portugal.

C

Brief

Der Minister gab bey dieser Gelegenheit Befehl, daß die Provinzen, welche das Unglück verschont hatte, den Elenden beystehen sollten, die ihr ganzes Vermögen verloren hatten. Er fertigte auch Couriere an alle Höfe von Europa ab, um ihnen die unglückliche Begebenheit zu melden; und zur Ehre unsers Jahrhunderts empfing Portugal von allen Seiten Beystand. Die Regeln der Politik mussten den Gesetzen der Menschlichkeit diesmal weichen; und die Mächte, von welchen man hätte vermuthen können, daß sie gegen Portugal übel gesinnt wären, waren die ersten, Hülfe zu leisten.

Die Engländer machten dem König ein Geschenk von Korn, Holz, Salz, Fleisch, Mehl und Reis, das sich am Wehrt wohl auf 100000 Pf. Sterling belaufen möchte. Die Stadt Hamburg schickte dem Könige ein paar Ladungen an Holzwaren, Balken und Brettern, welches alles auserlesen war; und für die in Lissabon wohnenden Hamburger kam ein mit geräucherten Fleisch, Segeltuch, Bettlacken, wollenen Strümpfen, Lauen &c. beladenes Schiff an, deren Austheilung der hamburgische Consul besorgte.

Die Biesen sind in dem Erdbeben, über 30000 Personen umgekommen, worunter man 19 bis 20000 weiblichen Geschlechts rechnete, die in den Kirchen erschlagen worden.

Die Unordnungen waren sehr groß, welche natürlicher Weise auf diesen furchterlichen Zufall folgen mussten. Eine Menge Personen, welche auf einmal aller Mittel beraubt wurden, ihren Unterhalt zu verdienen, nahmen ihre Zuflucht zum Stehlen. Die größte Sorgfalt und außerordentliche Geschicklichkeit wurden erforderlich, um die Ordnung und öffentliche Sicherheit wieder herzustellen.

Der Zustand, in welchem sich die Stadt befand, war so trüglich, daß man befürchtete, es würde nicht möglich sein, sie je in ihren vorigen Zustand zu bringen. Es ward dem Consell vorgeschlagen, den Sitz der Regierung nach Coimbra zu verlegen; auch bey Belém eine neue Hauptstadt wieder zu erbauen; der Marquis von Pombal widersegte sich aber diesem Vorschlage sehr heftig; und zum Glück für Lissabon behielt seine Meinung die Oberhand. Er ließ Pläne verfertigen, die Stadt auf eine regelmäßigere, und bequemere Art aufzubauen, und sorgte zu gleicher Zeit für die Sicherheit und das Wohl des Volks.

Raum war die öffentliche Ruhe eingemessen wieder hergestellt, als der Staat von neuem durch die vergeblich versuchte Ermordung des Königs erschüttert ward. Man hat an einigen Hosen in Europa ganz verschiedene Muthmassungen

gen in Ansehung dieser Begebenheit gehabt. Verschiedene Ursachen haben veranlaßet, daß nicht der ganze Verfolg dieser unglücklichen Geschichte bekannt geworden ist. Die Staatspolitik und wahrscheinlicher Weise das Interesse und die Rühe des Publikums haben es nothwendig gemacht, daß einige Umstände verschwiegen blieben. Eine von den vornehmsten Ursachen war aber wohl der ausdrückliche Befahl des Königs, welcher den Gedanken nicht extragen konnte, daß eine Person, die junge Marquise von Savoia, mit derer einen verliebten Umgang gehabt hatte, öffentlich zur Schau gestellt und bestraft würde; und bei dieser Gelegenheit siegt die Ehrz des Liebhabers über die Pflicht des Fürsten.

Man hat frühermein davor gehalten, daß manche Diebe und Missethäter zu scharf bestraft würden, welches auch nicht zu leugnen ist. Aber nach der damaligen Lage der portugiesischen Regierung war die Strenge des Urtheils weniger auffallend.

In souveränen Staaten, wo der erste Grundsatz der Regierung die Furcht ist, sind die Strafen immer streng, und der Gehorsam gegen die Gesetze wird nur durch die Furcht der Strafe erhalten. In solchen Regierungen wird der Königsmord als ein Verbrechen der ersten Größe angesehen, und muß folglich mit der größten

sten Strenge bestraft werden. Uebrigens kann man die Todesart der portugiesischen Verschwo-
nen nicht als zu scharf ansehen, da sie nur die
Strafe litt, welche die Gesetze den falschen
Münzern und andern Verbrechern gegen den
Staat aufliegen. Man kann sich über die Stren-
ge des Gesetzes beklagen, aber man kann den
Richter nicht der Grausamkeit oder Ungerechtig-
keit beschuldigen, welcher ein Urtheil fällt, das
des Gesetzen gemäß ist.

Siebenter Brief.

Lissabon den 2ten März 1777.

Gleich nach der Verschönerung versuchte der Minister die Missbräuche abzuschaffen, welche sich in der Kirche eingeschlichen hatten, und seine erste Bemühung gling dahin, die Proces-
sionen der Auto da Fe abzustellen, eine grausame
Ceremonie, welche der Nation und der Mensch-
lichkeit zur Schande gereichte, und mit dem grös-
ten Pomp seit der Regierung Johann des fünf-
ten gefeiert wurde.

Er machte ein Gesetz, nach dem kein von
der Inquisition verurtheilter Verbrecher sein Le-
ben oder Vermögen verlieren könnte, wenn sein
Pro-

Proces nicht vorher von dem Conseil untersucht worden, und eine vom Könige unterzeichnete Ordre die Vollziehung seines Urtheils erlaubte. Die Gerechtigkeit und Menschlichkeit dieses Gesetzes sprechen sehr zu seinem Vortheil. Das Volk sahe sich dadurch von der grausamsten und schändlichsten Unterdrückung befreit, unter welcher je eine Nation gesiegt hat.

Die Vertreibung der Jesuiten folgte bald auf dieses Gesetz. Und wenn Europa die Vortheile genießt, welche die Folgen der Zerstörung dieses Ordens sind, so hat es solche vornehmlich den mutigen Ermüdungen des Marquis von Pombal zu verdanken.

Diese Vertreibung der Jesuiten veranlaßte eine grosse Kälte zwischen den römischen und portugiesischen Höfen, welche sich bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Von Pedro sehr deutlich zeigte. Während den drei Tagen, daß man öffentliche Freudensbezeugungen anstelle, weigerte sich der päpstliche Nuntius, sein Palais zu erleuchten, und die Streitigkeiten, die hierauf folgten, brachten es bald so weit, daß ihn der portugiesische Hof zurück schickte.

Der Marquis von Pombal, welcher überzeugt war, wie unmöglich es sei, grosse Verbesserungen zu unternehmen, ohne die ungeheure Macht

Macht und den Einfluß der Geistlichkeit zu vermindern, nahm dieser Gelegenheit wahr, die grosse Autorität des Nunclius einzuschränken, welcher in der Folge nur auf dem gewöhnlichen Fuß eines Abgesandten einer fremden Macht aufgenommen wurde. Man gestattete ihm nicht mehr alle Rechte der Oberherrschaft über die Geistlichkeit, welche man bis dahin als Untertanen des römischen Stuhls betrachtet hatte, die nicht nach den Gesetzen von Portugal bestraft oder gerichtet werden konnten.

Die ansehnlichen Summen, die man beständig an die Kirchen für Todtenmessen gegeben hatte, waren eine schwere Auflage für alle Gewerbe und Industrie, und hinderten sehr den Umlauf des Geldes. Der Minister schafte diese Gebete nicht ab, denn er wußte sehr wohl, daß die Einkünfte der Kirche so sicher seyn müsten als die des Staats. Er war übrigens überzeugt, daß man Gott geben müsse was Gottes ist, eben wie dem Kaiser was des Kaisers ist. Aber er sahe zu gleicher Zeit die Nothwendigkeit, die Rechte der Todten Hand einzuschränken; damit, was aus einer frommen Absicht geschah, in seinen Folgen nicht ein Verbrechen gegen den Staat würde, indem dadurch seine Einkünfte gewiß verringert würden. Er segte also die Zahl der Messen fest, welche man für die Todten halten sollte, und bestimmte den Preis jeder Messe.

Die

Die grosse Menge der Klöster und geistlichen Ordenshäuser war eine andere drückende Last für die Industrie. So erschöpft wie Portugal war, gab es dort dennoch über sechshundert Klöster und eine Menge geistlicher Ordenshäuser, wovon verschiedene mehr als zehntausend Pfund Sterl. jährliche Einkünfte besaßen. Diese Stiftungen raubten dem Staat eine grosse Anzahl nützlicher Unterthanen, und verminderten die Bevölkerung des Königreichs; und bey ihren grossen Reichtümern blieb es zweifelhaft, ob die Einkünfte der Kirche nicht ansehnlicher als die königlichen wären.

Obgleich nun der Marquis von Pombal einzahne, wie nothwendig eine Verbesserung in diesem Stücke sey, so kannte er auch eben so wohl die Schwierigkeiten, welche er in diesem Unternehmen zu befürchten habe, und die Vorwürfe, die man ihm machen würde. Aber die Bedürfnisse des Staats erforderten es, und seine Pflicht als Minister bewog ihn, es mit aller ersinnlichen Behutsamkeit zu unternehmen.

Er fasste den Entschluß, von dem er sich während seiner ganzen Staatsverwaltung niemals entfernte, die Stellen, welche in den verschiedenen Mönchsorden erledigt wurden, nicht wieder zu besetzen, sondern sie unbesetzt zu lassen, und sodann verschiedene Orden zusammen zu schmelzen.

schmecken, wenn die Anzahl der Mönche klein genug geworden wäre.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dergleichen Einrichtungen die Geistlichkeit zuerst beunruhigten, und daß sie sich alle Mühe gaben, den Marquis von Pombal Befehlungen und übrige Anstaaten verhaft zu machen. Aber auch die Geistlichkeit nicht allein ward durch diese Anordnungen in Schaden gesetzt. Die Reichthümer der Kirche waren die Zuflucht der jüngern Edhne aus vornehmen Häusern geworden, welche sich auf keine Art ihren Unterhalt zu verschaffen bemühten, und daß trüstige Klosterleben als einen glücklichen Zustand betrachteten. Da thöten nun dieser Ruheplatz entzogen ward, verbanden sie ganz natürlich ihr Geschrey mit der Stimme der Kirche gegen den Minister, welcher ihre Beschuldigungen mit einer Standhaftigkeit ertrug, die seinem Charakter Ehre macht. Zufrieden, das Wohl des Landes zu würken, blieb er unerschüttert bei seinem Entschluß, ungeachtet wiederholter geheimen und öffentlichen Versuche, seine Absichten zu hintertreiben, und der Unzufriedenheit, die man öffentlich über sein Betragen bezeugte.

Die Inquisition hatte sich bis dahin das Recht angemahnt, alle Bücher vor dem Druck zu beurtheilen und zu verdammen. Der Marquis von Pombal aber hielt es für ratsam, zu diesem

sem Behuf ein Collégium zu errichten *) welches aus weltlichen Personen und Geistlichen vereinigt war; und jetzt wurden nur diejenigen Bücher verboten, deren Wicht offenbar dahinging, dem Volke eine Abneigung gegen die bürgerliche oder geistliche Macht beizubringen, und die Sitten zu verderben.

*) Ein Opfer dieser neuen Veränderung wurden die beiden natürlichen Brüder des Königs, wos von der ältere Generalinquisitor war. Der Minister verlangte von ihm die Erlaubnis ein Buch drucken zu lassen, das die Beichte betraf. Der Inquisitor wußt, daß es in einigen wichtigen Fällen gesetzmäßig wäre, zu entdecken, was unter dem Siegel der Beichte offenbaret worden. Der Prinz schlug sein Ansuchen ab. Der Graf von Deyras kam selber in sein Haus, um ihn dahin zu bewegen, ihre Reden wurden bei diesem Besuch so heftig, daß der Graf den Prinzen einen Verräther nannte. Der letztere zog dagegen auf dem Grafen den Dolch. Von ungefehr wos der jüngere Bruder zugegen, und kam einem weiteren Unglück zwort. Den folgenden Tag aber wurden beide Prinzen in engen Verhaft genommen, worin sie bis zur Regierung der jekigen Königin blieben,

Achter Brief.

Essalon von zoston März 1777.

Die Universität zu Coimbra hatte das nehmliche Schicksal erfahren als das ganze Land. Sie hatte wenig mehr als den Nahmen beibehalten; so wahr ist es, daß es eine Verbindung und natürliche Uebereinstimmung zwischen den freien und mechanischen Künsten giebt.

Jedes Land, wo man nicht einen guten Pfleg oder ein gutes Spindrad verfertigt, kann unumgänglich grossen Verzugang in der Philosophie und den schönen Künsten gemacht haben.

Die Universität war so verfallen, daß sie in die Hände einiger unwissenden Pfaffen gerathen war, welche die Absichten ihrer Errichtung gänzlich vernachlässigten, und blos die Vortheile überrechneten, welche sie daraus ziehen könnten. Es waren sechs oder sieben tausend junge Leute, die den Nahmen Studenten führten, das heißt, es waren 6 bis 7000 Nahmen in den Collegien eingeschrieben. Indessen erlaubte man den Studirenden, sich anderswo aufzuhalten, wenn sie nur die gewöhnlichen Gebühren bezahlten. Nach einer gewissen Zeit erhielten sie eine akademische Würde, die man als eine Art von Kaufmannswaare ansah, weil man sie durch Geld erlangen konnte.

Durch

Durch diesen Missbrauch wurde der Fortgang der Wissenschaften so sehr gehemmt, daß man sich nicht wundern darf, wenn einige Zweige derselben ganzlich vernachlässigt wurden.

Der Minister behielt also dasjenige von den alten Anstalten und Universitätsgebräuchen bei, was ihm gut schien, und veränderte das übrige nach dem Muster der Universitäten in England, Frankreich und Deutschland.

Er bestimmte die Zeit, welche jeder Student auf der Akademie zu bringen sollte, ehe er einen Gradum erhalten könnte, welcher ihm selbst erst nach einem öffentlichen Examen zugestanden werden sollte.

Er ernannte Professoren in den meisten Wissenschaften, und wählte nur die, welche er für die würdigsten hielt. Er errichtete zwei neue Professuren, eine für die Naturgeschichte und die andere für die Mathematik; welches, große Unruhen unter der Geistlichkeit erregte, die sich viel Mühe gab, die neuen Anstalten zu hinterstreichen, denn sie glaubten, daß man die Absicht hätte, die Recherch einzuführen, und hielten eine mathematische Demonstration für eine offensichre Gottlosigkeit, welche mit den Grundzügen der christlichen Religion unmöglich bestehen könnte.

Det.

Der Marquis von Pombal ließ zwei Gebäude mit Zimmern für die Studierenden bauen, wie auch ein Cabinet zur Naturgeschichte, und eins zur Medizin und Chymie. Alle diese Gebäude wurden mit Geschmack ausgeführt, und machen beides dem Minister und dem Baumeister Ehre. Er gab Befehl, ein Observatorium zu bauen, und wies, bis das Gebäude im Stande war, der mathematischen Facultät einen Ort an, wo sie unterdessen Beobachtungen anstellen könne te.*).

Die

oy Eine kleine Schrift. Etwas neues aus Portugal Stendal bei Franzen und Grosse 1781. 8°. Gegen in 8. gibet eine unständliche Nachricht von dem gegenwärtigen, durch Pombal umgeschaffnen Zustand dieser Universität. Nach der neuen Einrichtung sind acht theologische Lehrämter hier, eins für Kirchengeschichte, drei für polemische Dogmatic, eins für Moral, eins für Liturgie, zwei für die Bibel, das alte und neue Testament, und außer diesen ein außerordentliches Lehramt für Canonik. Wenn ein Lehrer am Lesen verhindert wird, so sind fünf substituirte Lehrer bestellt, die das unterbrochene Collegium fortführen. Die Juristenfacultät besteht aus sechzehn Professoren, acht fürs bürgerliche und eben so viel fürs kanonische Recht, zu den ersten gehört auch der Professor der Geschichte, der die römische und portugiesische Historie lesen muß. Ausser den akademischen Ferien im Aug. und Sept. und den Weihnachts- und Osterferien, werden an den heiligen

Die Geistlichen fragten über die Kosten dieser Gebäude, und dachten nicht an die Größe und Pracht vieler Klöster, welche doch in Ausehung des Nutzens gar nicht mit diesen Einrichtungen verglichen werden müssen.

Der Nutzen dieser weisen Einrichtungen bestand darin, daß die angebliche Zahl der Stu-

ligen Tagen und alle Donnerstage keine juristische Vorlesungen gehalten. Von den Medicinen, wird Kenntnis der englischen und französischen Sprache gefordert. Wer fünf Jahr studirt hat, kann hernach auch ohne den Doctorgrad practisiren. Diese Facultät besteht aus acht Lehrstühlen. Eins für Materia Medica, eins für Anatomie, eins für chirurgische Operationen und Geburtshilfe, eins für Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie, eins für die Aporismen, und zwei praktische Lehrstellen. Die Mathematik ist zu einer besondern Facultät erhoben, und geniesst alle Rechte der Höhern. Die mathematische Facultätskleidung ist hellblau, und darauf eine Sphaira artillorii gestickt. Allen Edelleuten, die in Coimbra Mathematik studiren, wird diese Zeit eben so angerechnet, als wenn sie in wirklichen Kriegsdiensten gewesen wären. Es sind vier Professoren dieser Wissenschaft, der Geometrie, der Algebra, der Physik, und der Astronomie. Die fünfte oder philosophische Facultät, hies sonst Facultät der Künste, diese Benennung ist jetzt aufgehoben, und sie besteht aus vier Professoren, der Logic und Moral, der Naturhistorie, Experimentalphysic, und Chymie.

henten sich verminderde, und derer, die wirtlich die Akademie besuchten, sich vermehrte, und daß sie durch einen besser geordneten Unterricht zum Studieren mehr aufgemuntert würden; so daß sie endlich die Kräfte ihres Geistes zu gebrauchen anstiegen, und Hoffnung gaben, daß die Nation einmal das Joch des Fanaticismus und Überglaubens, welches sie so lange getragen hatte, abschütteln würde.

Der Marquis errichtete auch verschiedene öffentliche Schulen im ganzen Königreich. Er errichtete auch ein Kollegium oder Königliche Schule für Edelleute, und stiftete eine Königliche Akademie zu Mafra, und eine andere zu Lissabon. In dieser letzteren lehrte man die Theorie des Handels in allen seinen Zweigen.

Er bemühte sich eben so, Brasilien in einen bessern Zustand zu versetzen, und den Geist der Industrie in den Colonien zu erwecken, den er in Portugal einführen wollte. Weil er wußte, daß ein Stand der Dienstbarkeit alle Kräfte der Seele erschlaßt, und dem Menschen die Thätigkeit benimt, ließ er einen Befehl geben, welcher alle Eingeborene von Brasilien für eben so frei erklärte als die Portugiesen selbst. Dieser Befehl macht der Menschlichkeit Ehre, und doch ist bis jetzt noch keine Nation von Europa so gerecht gesessen ihm nachzufolgen.

Diese

Diese wohlthätige Handlung, durch welche viele tausend Menschen ihre natürlichen Rechte wieder erlangt haben, deren sie eine strenge Regierung bis dahin beraubt hatte, ist des grossen Ministers würdig, welcher sie ausgewirkt hat, und muss seine Menschlichkeit gegen diejenigen rechtfertigen, welche ihn beschuldigen, grausame Thaten aus Untrieb eines rauhen und galläugigen Charakters ausgeübt zu haben.

Um den Handel von Brasilien zu beleben, hob der Minister die Einschränkungen auf, welche die Schiffart dieser Colonie drückten, und erlaubte den Kaufleuten, ihre Schiffe absegeln zu lassen, wenn sie es für gut befanden, würden, statt dass sie vormals nur zu einer gesetzten Zeit und in einer Flotte ihre Reise antreten mussten, welches dem Handel sehr nachtheilig war.

Er schränkte auch die Gewalt des Vicekönigs ein, und verminderte die Auslagen, welche das Volk am mehresten drückten. Er schafte den Vicekönigs Titel ab, und machte die Befehlshaber in den Provinzen weniger vom Gouverneur von Rio Janeiro abhängig.

Neunter Brief.

Lissabon den 1ten Apr. 1777.

Sehe dem Marquis von Pombal die Staatsverwaltung von Portugal anvertrauet ward, hatte die Bestechung, die schleichende Pest so vieler Staaten, alle Theile der Regierung angesteckt. Die Finanzen, der Handel, der Ackerbau, und selbst die Kirche waren damit behaftet.

Die Armee war davon eben so wenig befreit. Der letzte Krieg hat den Zustand der Truppen deutlich genug gezeigt; da aber die Unordnung des Staats allgemein war, und beinahe alle Stände darin verwickelt waren, erforderte es eine geschickte Hand und viel Zeit, um alles wieder in Ordnung zu bringen.

Die portugiesische Armee bestand normal aus den drey verschiedenen Ständen. Einen Theil stellte der König, den zweiten der Adel und der dritte ward von den vornehmsten Städten Landes angeworben. Alle diese Truppen besoldete der König, so lange sie in wirklichen Diensten waren.

So lange die Nation in häufige Kriege verwickelt war, fand diese Art Truppen anzuwerben nicht grosse Schwierigkeiten. Der kriegerische Geist belebte das ganze Königreich, und das Volk war

D

war bey dem glücklichen Fortgang; des Armees zu sehr interessirt, um schlechte Truppen zu seinem Antheil zu stellen. Nachdem aber ein langer Frieden auf die Unruhen gefolgt, und das Land erschöpft war, artete der kriegerische Geist aus, und die jungen Edelleute hielten es unter ihren Mürde, in Kriegsdienste zu treten. Man ernannte also unwillige Officiere, welches alle Kriegszucht völlig vernichtete, und täglich neue Misbräuche einführte; zuletzt wählte man sogar Officiere unter den Bedienten des Adels, und es war nicht ungewöhnlich, einen Kammerdiener zu sehen, welcher Kapitän unter der Infanterie war, oder einen Kutscher als Officier bey der Reiterey; diese bedienten ihre Herren bey Fischen, oder führen sie im Wagen an den Tagen, die sie vom Dienste frey hatten.

Man kann sich vorstellen, daß die untern Grade beim Kriegswesen nicht besser besetzt waren. Um diesen Misbräuchen abzuheissen, ver gab der Minister die Stellen nicht, welche erledigt wurden, fest entschlossen, eine gänzliche Reform vorzunehmen; so bald die Umstände es erlaubten würden.

Man mag die Verbesserung des Kriegswesens in Portugal vornehmlich dem Grafen von der Lippe zuschreiben. Dieser General speisete eines Tages bey dem Grafen von Alcobaça, eines

sal der portugiesischen Truppen, und bemerkte einen der anwaltenden Bedienten des Hauses in einer Officier-Uniform. Nachdem er erfahren, daß dieser Mensch Cürassierhauptmann beim Regiment von Alcantara sey, stand er vom Tische auf, und stellte ihn zwischen sich und dem Grafen nieder, dessen Stolz bey dieser Gelegenheit eine grosse Schänkung erlitt. Der Graf von der Lippe erklärte sich auch nachher laut für den Zweytkampf, und versicherte, daß er jeden Offizier verachten und eschiren würde, der sich unter dem Vorwande der Religion oder der Gesetze weisern würde, Genugthuung zu geben oder zu nehmen.

Weil der Marquis von Pombal die erledigten Stellen nicht so bald besetzte, glaubte man, daß er das Militaire vernachlässigte. Denn man dachte, ein Minister, der eine unumschränkte Gewalt in Händen habe, hätte nicht nöthig, so vorsichtig zu Werke zu gehen. Man muß dennoch gestehen, daß er flug gehandelt hat, so wenig Gewalt als möglich zu gebrauchen, wenn man bedenkt, wie viele Theile der Regierung fehlerhaft waren, und wie viele tief eingedurzelte Vorurtheile er auf einmal zu bekämpfen hatte.

Die Verbesserungen in der Kirche hatten schon den Adel beleidigt, welches sehen mußte, daß seine Kinder diese ungünstigen Unterhalts be-

zurück wurden, und die vollkommne Verbesserung der Armee würde ihnen die Mittel entzogen haben, eine grosse Menge Bedienten zu unterhalten, welches ihrem Stolze am meistens schmeichelt. Es war daher nicht ratsam, auf einmal mit zu viel Nachdruck zu verfahren, und weit klüger, Vorsicht zu gebrauchen. Der Minister begnügte sich also damit, daß er einen ordentlichen Sold einzuführte, die Soldaten besser kleidete; und eine schärfere Kriegszucht beobachtete ließ.

Die portugiesischen Truppen waren bis 1735 ohne alle ordentliche Einrichtung, als Don Juan der fünfte einen Befehl gab, daß jedes Regiment Infanterie aus zwey Bataillons von 600 Mann bestehen sollte, daß sie in zehn Compagnien jede von sechzig Mann, die Officier mitgerechnet, abgetheilt werden solten, ohne die beiden Adjutanten, 2 Feldprediger, 2 Feldscheer und einen Regiments-Lambour. Jede Compagnie sollte einen Capitain, einen Lieutenant, einen Fahnenrich, zwey Sergeanten, vier Corporale und einen Trommelschläger, und jedes Regiment 3 Stabsofficiere, einen Obristen, einen Obristlieutenant und einen Major, haben. Die Caballerie- und Dragonerregimenter sollten aus 500 Mann bestehen, in 10 Compagnien jede von 50 Mann abgetheilt; die Officiere mitgerechnet. Dieser Verordnung zu folge besaß die portugiesische Kriegsmacht

macht jetzt aus vierzig Regimentern Infanterie und sechzehn Cavallerie *).

Zehnter Brief.

Lissabon den zoten April 1777.

Der Friede von 1763. hatte die Grenzen der spanischen und portugiesischen Besitzungen in Amerika noch nicht so genau bestimmt, um allen Streitigkeiten für die Zukunft gänzlich vorzubeugen.

Da diese Zwistigkeiten zwischen den beiden Habsen nicht allgemein bekannt sind, will ich versuchen,

* Nach Major Dalrymple, dem neuesten Beobachter des portugiesischen Militairwesens bestand der Kriegstaat in Europa dem Brasilischen unter gerechnet, aus 26 Infanterieregimentern, jedes sieben Compagnien stark, zusammen 821 Mann, vier Artillerieregimenten, und 12 Regimentern Reuteret jedes von 400 Pferden. Aber die vom Graf von der Lippe unter den Subalternoffizieren gemachten Verbesserungen, waren meist wieder vergessen, und in Lissabon brachte ihm ein portugiesischer Lieutenant persönlich die seidenen Strümpfe wieder zurück, die er bei seiner Frau hatte waschen lassen. S. Dalrymples Reisen durch Spanien und Portugal. S. 171.

suchen, die Ursachen davon so deutlich aufeinander zu setzen, als es mir möglich seyn wird.

Man hat immer den Fluss von La Plata als die Grenze von Brasilien an der südlichen Seite angenommen, wodurch man auch vormals völlig eins war; denn man findet in einem Traktat, welcher 1681. zu Lissabon unterzeichnet wurde, daß, als sich der Gouverneur von Buenos Ayres eines Postens bemächtigt, welcher den Mannen der Colonie von St. Sacramento führte, und 1680. zuerst von dem portugiesischen Statthalter Don Mancel Lobo angelegt war, Carl der zweite, der damals in Spanien regierte, Befehl gab, den Portugiesen San Sacramento wieder zurück zu geben, und bestrafte den Gouverneur, diesen Angriff gewagt zu haben.

Der 6te Artikel des Friedens, welcher den 6ten Febr. 1713. zwischen den Spaniern und Portugiesen zu Utrecht geschlossen wurde, sagt ausdrücklich, daß, da Spanien durch den vorhergehenden Friedenstractat den 9ten May 1681. allen Streitigkeiten ein Ende gemacht hätte, es jetzt allen Ansprüchen, welche es auf die nördliche Seite des Flusses de la Plata haben könne, feierlich entsage, und erklärt in den stärksten Ausdrücken: „daß das besagte Land dem König von Portugal und allen seinen Erben und Nachfolgern zugehöre.“

Die

Der Besitz dieses Landes ward unterdessen den Portugiesen durch England noch mehr versichert,

Erstlich durch den 19ten Artikel des Offensiv-Bündnisses am 16ten May 1703.

Zweitens, durch den 5ten Artikel des Defensiv-Bündnisses, welches beide Mächte zu gleicher Zeit schlossen.

Drittens, durch den 20sten Artikel des Utrechter Friedens 1713. zwischen England und Spanien.

Viertens, durch die Garantie, welche die Könige von Portugal und Spanien unterzeichneten, und welche mit dem grossen Siegel von England besiegelt wurde, 1715, den 3ten May.

1762. nahm Don Pedro de Cevallos, spanischer General, zu Folge des Krieges zwischen beiden Höfen, von diesem Lande Besitz, von der Colonie von St. Sacramento an bis Rio Grande da San Pedro, welches Spanien den 10ten Febr. 1763. den Portugiesen wiederum abtrat, auch ihnen von den Engländern in denselbem Frieden im 26sten Artikel garantirt wurde.

Ungeachtet aller dieser Prætate und des eigenhändigen vom König von Spanien unterzeichneten Befehls, St. Sacramento zu räumen, behielt der Gouverneur von Buenos Ayres in dem Lande

Landen Pabs, unter dem Vorwande, daß es diesseits der Grenzlinie läge, welche der Pabst Alexander der sechste gezogen hatte. Er führte zugleich den sonderbaren Grund an, daß alle Tractate, welche vor irgend einem Kriege zwischen europäischen Mächten geschlossen worden, durch den Krieg ihre Gültigkeit verloren. Auch nahm er den zweiten Artikel des pariser Friedens nicht an, welcher ausdrücklich sagt: „Dß die Tractate „von 1668. 1701. 1713. und 1715. zwischen „den spanischen und portugiesischen Höfen, nebst „der Garantie von Grossbritannien dem gegen- „wärtigen Frieden zum Grunde dienen sollten; „weswegen man sie erneuerte und auf die formali- „chste Art bestätigte. „

Ein anderer Vorwand, dessen sich die Spanier bedienten, war, daß die Portugiesen, zu Folge des Grenztractats von 1750. sich einiger Länder in der Nachbarschaft des Amazonenflusses bemächtigt hätten, welche unstrittig den Spaniern zugehörten. Dieses bezicht sich auf die Länder, welche mit den nördlichen Besitzungen der Jesuiten in Paraguay grenzten, und von denen die Portugiesen behaupten, daß sie den Spaniern eben so wenig gehören als Paraguay; denn die Jesuiten kamen zuerst hieher, unter dem Vorwande, die christliche Religion zu lehren, und nahmen sie in Besitz.

Sie

Sie hatten diese Länder in den waldigten Gegenden um die Ströme Paraguay und Uruguay, welche sich beide in La Plata ergießen, und ihre Anstalten unter den wilden hier wohnenden Guarani's lange verheimlicht, daß weder Portugal noch Spanien etwas gewisses davon wußten. Kein Bischof durfte visitiren, kein Statthalter untersuchen, wenn sie nicht, wie meistens der Fall war, den Jesuiten ergeben waren. Kein Spanier oder Portugiese ward in den Missionen gelassen. Die spanische Sprache ward nicht erlaubt, und Guaranisch verstanden die Jesuiten nur und ihre Octaven. Eben daher überließ letztere Krone 1750: gegen die Colonie St. Sacramento am nördlichen Ufer des Plata-Flusses, der Stadt Buenos Ayres gegen über belegen, sieben Missionen der Jesuiten am östlichen Ufer des Uruguay. Spanien hielt sich mit Recht für den Herrn dieser Länder, weil die Jesuiten vdn ihren befehrteten Indiern eine Kopfsteuer zahlen mußten, und der spanische Hof beim Anfang dieser Missionen jährlich 60000 Piaster auf ihre Gründung, Erhaltung und Erweiterung verwandt hatte.

Die Jesuiten hatten seit 1610. zwischen den unbekanten Wüstenzenen des Gouvernementes Buenos Ayres und den unbestimten Grenzen von Brasilien am Uruguay 37 Missionen angelegt. Neun und zwanzig lagen an dem westlichen, und acht

an der östlichen Seite des Flusses. Und ihre Herrschaft erstreckte sich unter den wilden Stämmen der Gurans, vom Flusse Parana, der sich unter dem zwanzigsten Grad südlicher Breite mit dem Paraguay-Fluß vereinigt, bis an den Uruguay, der in demselben Fluß unter dem vierunddreißigsten Grad eben dieser Länge fällt. Um 1702. hatten diese Väter hier, nach Berichten von ihrem Orden bekannt gemacht, 2771 Familien bekehrt, die sie auf 89480 Köpfe schätzten, und in neuern Zeiten, wo die Nachrichten von diesen Anstalten nur sparsam, und selten aus rechten Quellen bekannt geworden, hat man bis Unterthanen dieses eine Zeitlang in Europa bei wichtigen jesuitischen Reichen nie über 12168 Seelen geschätz^{*)}. Unter diesen mit unglaublicher Mühe und Unverdrossenheit gezähmten Wilden errichteten die Jesuiten einen eigenen Staat, der von den Befehlen ihres Generals abhing. Jede Mission war der besondern Aufsicht zweier Jesuiten anvertraut, einem Pfarrer und einem Vicarius, der Pfarrer war der gebietende Heer, dem man mit größter Erfürche begegnete, und

der

^{*)} Nach Jacques Jesuitischen Metope in Americo, über gab der Provincial Joseph Sorreda 1753. dem Könige von Spanien eine Seelenliste, nach welcher in den Missionen 101,217 Seelen vorhanden waren.

der sich selten anders als zu Pferde mit grossen Pomp und ansehnlichen Gefolge zeigte. Neben seinem Hause standen zwei Gebäude, in dem einen waren die Werkstätten für Künstler und Handwerker, worinnen unter andern Meister aus Italien Unterricht im Zeichnen, Bildhauen und Malen gaben; in dem andern Gebäude arbeiteten junge Mädchen unter Aufsicht alter Frauen. Weil Pfarrer und Vicarien in ihren Gemeinden nicht alles selbst besorgen konnten, so wurden aus den Guarans, zur Aufsicht bei der Arbeit, zur Erhaltung der Zucht, Leute gewählt, die die Jesuiten, Corregidoren, Kapitularen und Assessoren nannten. Sie genossen vor den übrigen Indianern verschiedene Vorzüge, und trugen ordentliche Kleidungen. Die übrigen oder geringern Guarans mussten alle Tage, außer an Sonn- und Festtagen, das Feld bauen, Baumwolle und Paraguay-Kraut pflanzen, die Herden besorgen, oder in den verschiedenen Manufacturen arbeiten. Den Weibern ward alle Montage einer gewisse Menge Baumwolle gegeben, die sie am Ende der Woche gesponnen zurück liefern mussten. Alles war in den Missionen beschäftigt; sogar Kinder, so bald sie über sieben Jahr alt waren, für diese Arbeit bekamen sie nichts anders als die bloße Nahrung und Kleidung. Erstere ward als je Morgen ausgetheilt. Man rechnete auf jede Familie acht Personen, und reichte einer jeden vier

vier Pfund Rindfleisch, eine gehörige Menge Mahis, und 2 Loth Paraguay-Kraut, das zerrieben in Südamerica von den Einwohnern als Thee getrunken wird, aber doch berauscht. An Kleidern bekamen sie des Jahrs zwei baumwollene Hemden, und weder Bedeckung für den Kopf oder die Füsse. Auf diese Art festeten den Jesuiten ihre Missionen wenig oder nichts, denn alles, was die Leibeigenen arbeiteten, war blos zum Vortheil ihrer Herren. Die erzielten Produkte, wurden in allgemeinen Vorrathshäusern aufbewahrt, ein einziges Lot, Mate, das ein Arbeiter heimlich behielt, ward scharf bestraft, und viele mit grossem Vortheil für die Gesellschaft Jesu in Amerika und Europa verkauft. Ibaguez, ein Spanier, und ehemaliges Mitglied dieser Gesellschaft, der eine Beschreibung von diesen Missionen drucken lassen, die in vielen Sprachen vorhanden ist, schätzt den wirklichen Wert derselben auf dreissig Millionen Piaster, welche sie aus dem Handel mit Baumwolle, Leder, Holz, Wachs, und dem Kraut Mate oder Paraguay-Kraut zogen, wovon sie jährlich den Provinzen Peru und Chili, für 45.000 Piaster zu verkaufen pflegten.

Die Jesuiten hielten sich von diesen Ländern für eigenthümliche Besitzer, wie die Landkarte zeigt, welche sie von diesen Gegenden 1732 zu Rom

Rom vom Johann Petroschi steken ließen, und die hernach durch einen Nachstich von Johann Domingo in Venedig bekannter ward. Sie führt den Titel: *Paraquariae, Prouinciae Societatis Iesu, cum adiacentibus nouissima descriptio, in Christo Parri suo Francisco Ritz, Soc. Iesu Praep. Generali 15. hanc terrarum filiorum suorum sudore et sanguine exultarum et rigatarum tabulam D. D. Prouinciae Paraquariae Soc. Iesu anno 1732.*

Dieser vorgebliche Jesuiterstaat führte 1754. und 1755. einen wirklichen Krieg mit Portugal und Spanien seinen beiden Nachbarn, welcher bis 1758. fortgedauert hat. Die Abtretung einiger ihrer Missionen an Portugal, und die Annahme portugiesischer Truppen, sie in Besitz zu nehmen, um die Grenzen beider Reiche in Südamerica zu berichtigen, waren die Veranlassung desselben. Vorher suchten die Jesuiten durch Vorstellungen am Madriter Hofe, daß Portugal durch den Tausch Meister vieler schifbaren Flüsse würde, die sich bis ins Innere von Peru ergäßen, und Spanien eine grosse Anzahl nützlicher Unterthanen verlore, den Tractat aufzuheben. Und wie dieses nicht glückte, griffen sie zu den Waffen. Ihre Guaranis, die Feuergetrehe führten, dis hatte der spanische Hof den Jesuiten schon im vorigen Jahrhundert erlaubt, um ihre wehr

wehrlosen Missionen gegen die Anfälle der Paulisten aus Brasilien zu vertheidigen, widersteszen sich den einrückenden Spaniern und Portugiesen. Sie wurden aber von dem General der letztern, Freire de Andrade, mit grossem Verlust zurückgeschlagen, und alle Missionen an der östlichen Seite des Uruguay erobert. Damals schon behaupteten die Portugiesen, daß weder die Spanier noch ihr Anführer Don Joseph Andonaegui, je von diesen Ländern, wohin die Portugiesen ihnen als Sieger den Weg zeigten, Nachricht habt hatten.

Die Portugiesen von der Capitainerie von St. Paul, welche die Grenzen der Jesuiterlande bewohnten, bemerkten, daß die Pader ihre Gewalt auch an dieser Seite nordwärts auszubreiten suchten, und baueten also ein Fort dahin, um ihnen Widerstand zu thun; dieses Fort, welches am Hardoflisse belegen ist, welcher in Brasilien entspringt, und an der Grenze dieses Landes sich in den Parana ergiebt, findet man auf der Karte der Jesuiten als den Portugiesen zugehörig angezeigt.

Eilster

Elfter Brief.

Lissabon den 13ten April 1777.

Aus der Charte, welche die Jesuiten herausgaben, erhellet es, daß der Fluß Pardo in dem Gebiet der Portugiesen fließt, diese auch gesuchige Besitzer des Landes im Jahr 1732. waren, folglich 18 Jahre vor dem Grenztractat 1750.

Die beiden Bevollmächtigten, welche den Grenztractat 1750. schließen sollten, waren Thomas de Silva Telles und Don Joseph de Carvalhal y Lancaster. Sie kamen beide überein, daß es unmöglich sei, ihren Auftrag ohne eine Charte des Landes zu erfüllen; sie gaben also Befehl, daß man eine zu ihrem Gebrauch versetzen sollte, auf welcher die Festungen der beiden Kronen und was jede der andern abtreten sollte, angezeigt würde; damit die Charte zur Grundlage des Grenztractats dienen könnte.

Diese Charte ward von beiden Bevollmächtigten für richtig erklärt, sowol als die beiden Copien, wovon die eine auf portugiesisch in den Archiven von Madrid aufbewahrt werden sollte, und die andre in spanischer Sprache sollte in den Archiven von Lissabon bleichen. Der Titel der Charte war folgender:

Mapa.

Mapa.

Mapa.

De los Confines del Brezil, con las tierras de la Corona de Espana en la America Meridional. En el Anno 1743.

Diese Charte macht alle Grenzstreitigkeiten, vorzüglich im nordischen Brasiliens, welche bis 1750. entstanden waren, ein Ende. Nur blieb noch eine grosse Strecke Landes, von Rio Pardo, bis an die Etablissements der Jesuiten am Uruguay, über, welche sollte nach dem Gattdunken beider Höfe durch die Vermittelung gemeinschaftlicher Kreunis de entschieden werden. Allein der Krieg mit den Guaranis, den beide, ungeachtet des letzten Friedens über die Armee der Jesuiten, fortsetzen wussten, die Schwierigkeiten, den Truppen so weit von den Besitzungen beider Reiche die erforderlichen Nothwendigkeiten zu verschaffen, vereitelte die Vollziehung des Grenzvertrags und die Abtreibung von San Sagrament. Die Spanier zogen 1758. ihre Truppen zurück, aber die Portugiesen blieben in ihren Eroberungen unter den Garans, bis ein Krieg in Europa beide Reiche 1761. in Feindseligkeiten verwickelte, die sich bald hernach, wie schon gemeldet worden, nach bis an die Ufer des Uruguay, und bis nach San Sagrament ausdehnten, und durch den Pariser Frieden beigelegt wurden, und so endigten

Zwölfe

Twölfter Brief.

Lissabon den 20sten April 1777.

Die von Don Cevallos in America angefangenen Streitigkeiten zwischen Portugal und Spanien wurden alle Tage lebhafter; man machte verschiedene Versuche, die beiden Kronen zu vereinigen, als eine Begebenheit Hoffnung gab, daß man den spanischen Hof von der Aufrichtigkeit des portugiesischen und seinem Verlangen, mit Spanien in guten Vernehmen zu seyn, überzeugen könnte.

Der Aufstehr von Madrit 1766. gab dem Marquis von Pombal Gelegenheit, dem spanischen Hofe seinen guten Willen zu bezelgen. Die Nachricht von dieser Begebenheit war kaum in Lissabon angekommen, als man einen Courier nach Madrit schickte, um Sr. Catholischen Majestät allen möglichen Beistand anzubieten, und ihn zu versichern, daß die Truppen auf den Grenzen von Portugal Befehl hätten, Thro Majestät in allem Gehorsam zu leisten, und auf der Stelle zu marschiren, wenn Sie es für gut befänden.

Dieses Anerbieten ward sehr gut zu Madrit aufgenommen, und die Correspondenz, welche während dieser Zeit beide Hofs wieder anfiengen, gab dem portugiesischen Minister Hoffnung, daß die jegige Verfassung der Sachen vielleicht dienen

Dr. üb. Portugal.

E

könnte,

Ende, als ihre Streitigkeiten auf eine freundschaftliche Art beizulegen.

Zu diesem Ende schlug der Marquis von Grimaldi dem portugiesischen Abgesandten am May 1767. vor, einen Traktat zu schliessen.

Als der Hof zu Lissabon von diesen Geschehnissen benachrichtigt war, erhielt der Gesandte Befehl, das Anerbieten anzunehmen, und Sr. Catholischen Majestät zu versichern, daß der König von Portugal glaubte, sie müsten ihren beiderseitigen Generals Befehl geben, alle Feindseligkeiten einzustellen, und die Sachen wieder auf denselben Fuß zu setzen, wie sie solche im May 1767. gefunden hatten *). Der Brief, welcher diese Befehle enthielt, schloß sich auf folgende Weise:

„Im Fall Ihre Catholische Majestät diesen Vorschlag genehmigen, und Euch eine Copie von dem Befehl, welcher an Herrn Buccarelli, Gouverneur von Buenos Ayres, geschickt werden soll, anvertrauen wollen, sollt Ihr eine Abschrift von dem

*) Beide Thüre hatten in Brasilien einander angesgriffen. Nach Bougainville, der gerade um diese Zeit in Rio Janeiro, und Buenos Ayres war, waren die Spanier in diesem Jahr vom Rio Grande in Upará, wo sie eine Forteresse hatten verjage. In Rio Janeiro hatte man ein spanisches Kriegsschiff angehalten.

dem Einschluß an den Marquis von Grimaldi geben.

Diesem Schritt zu Folge meldete Marquis de Grimaldi den 19ten October dem portugiesischen Gesandten „dass Ihre Catholische Majestät den Botschlag genehmigten, und das grösste Verlangen hegten, Beweise von Ihren freund- schaftlichen Gestaltungen abzulegen; wovon er seinen Hof benachrichtigen könne.“

Nachdem diese Befehle gegeben worden, hörten alle Feindseligkeiten zwischen beiden Mächten während der Administration des Marquis de Bucarelli auf; das heißt bis zu Ende des Jahres 1773. Damals wurden die Portugiesen verschiedentlich beleidigt, welches sie doch bloß als eine Folge der Streitigkeiten ansahen, die natürlich zwischen einzelnen Unterthanen zweier benachbarten und wettcifernden Mächte entstehen müssen.

Sie wurden aber bald aus ihrem Ferthum gezogen; denn Marquis de Bertiau machte auf Befehl des Don Franciseus Bruno de Laval und an der Spitze einer Armee von 6000 Mann ein Manifest zu Rio Pardo bekannt, worin er dieses Land für ein Eigenthum des Königs von Spanien erklärte, und daß er die Portugiesen als Straßendiecher und Diebe behandeln würde.

Diese hatten desto mehr Ursache bestürzt zu seyn, da die Spanier während dem ganzen Jahre 1774. Kriegsvorrath von aller Art, bekamen, und die portugiesischen Schiffe beständig beschossen, welche Provisionen in den Hafen von Patres Mor führten; welcher gegen Norden vom Flusse grande de San Pedro belegen, und der einzige Ort ist, wo die Portugiesen den nöthigen Vorrath für ihre Niederlassungen in der Gegend des Uruguay bekommen können.

Als der Marquis von Grimaldi hie von benachrichtigt wurde, schlug er eine neue Unterhandlung vor, und bediente sich verschiedenemal dieser Worte: der König, Euer Herr, mag fragen was er verlangt, und Ihre Majestät werden Ihn gern befriedigen, sollte es auch mit Aufopferung Ihres, eigenen Interesse geschehen,

Diese Unterhandlung ward zum zweitenmale im November 1775. vorgenommen, und der portugiesische Minister schrieb an seinen Hof, daß der König von Spanien Befehle an den Gouverneur von Buenos Ayres ausgesertigt habe, die Feindseligkeiten seit dem Aufgang der Unterhandlungen einzustellen.

Als eine Antwort auf diese Nachricht ward der Gesandte bevollmächtigt zu declariren, daß Ihre allergläubigste Majestät Befehl gegeben hätten,

hätten, ein Schiff nach Rio Janeiro auszurüsten, um den kommandirenden Seoofficieren die gemessensten Befehle zu bringen, mit allen Feindseligkeiten einzuhalten, und alles wieder auf den Fuß zu setzen, als es den 17ten Julius gewesen war, wie diese Unterhandlung in Europa anfieng. Im Schlusse dieses Briefes waren folgende Worte: Ex. Excellenz können diese Versicherung dem Hofe von Madrit schriftlich geben, und eine ähnliche von Marquis de Grimaldi fordern.

Der Befindte gab dem Befehl gemäß diese schriftliche Versicherung, und unterdessen das besagte Schiff den Brief vom Marquis von Grimaldi erwartete, erhielt der Hof von Lissabon ein Schreiben von seinem Gesandten in Madrit, des Inhalts: daß ein gemeinschaftlicher Freund (Lord Grantham) es über sich genommen, ihre Streitigkeiten zu entscheiden, und um diesen Zweck zu erreichen, hätte er ihm als das beste Mittel angerathen, seinen ersten Brief zurück zu nehmen und einen andern zu schreiben, worin die Zeit nicht bestimt wäre, nach welcher die Erbbedingungen in Brasilien auf dem vorigen Fuß gesetzt werden solten. In diesem Schreiben durfte auch des 17ten Julius keiner Erwähnung geschehen, eben so wenig als des Datums, da Sr. Catholischen Majestät auf einen Waffenstillstand angetragen, da man dies in Lissabon nur durch Mittheilung

theilung der Madritter Conferenzen vom 12ten August erfahren können.

Weil sich der portugiesische Gesandte darauf verließ, daß die Bemühungen seines Freundes ihm helfen würden, die Sache zu einem glücklichen Ausgänge zu bringen, nahm er es auf sich, seinen ersten Brief zurück zu nehmen; und einen zweiten von folgendem Inhalt zu schreiben:

Ein Courier, welcher diesen Augenblick angekommen ist, bringt mir einen Befehl, Ew. Exzellenz ausdrücklich zu versichern, daß der Adm. mein Herr ein Schiff nach Brasilien abschickt hat, mit dem gemessensten und peremtorischen Befehl, alle Feindseligkeiten beizulegen.

Ich bitte Ew. Exzellenz mir einen Revers zu geben, meinem Hofe zu melden, daß Thro Catholische Majestät das nehmliche gethan haben.

Die Antwort des Marquis von Grimaldi war folgende:

Se. Majestät befiehlt mir, Ew. Exzellenz zu benachrichtigen, daß dem Gouverneur von Buenos Ayres seit dem 12ten August Befehl gegeben worden, alle Feindseligkeiten mit den portugiesischen Truppen zu vermeiden, wofür diese nichts gegen die Unterthanen Se. Majestät unternehmen, und keine Angriffe auf die spanischen Länder wagen.

Der

Der portugiesische Hof, ob er gleich über den Schritt des Gesandten mit Recht erstaunte, der so ausdrücklich versichert hatte, daß das nach Rio Janeiro bestimmte Schiff schon abgesegelt sei, welches der weltkundigen Wahrheit so offenbar zutreffend war, war dennoch nicht weniger genötigt, den Streitigkeiten ein Ende zu machen. Man fertigte also duß eilfertigste Befehle aus, alle Feindseligkeiten so bald als möglich einzustellen. Diese Befehle kamen aber nur am 1. April 1776. in Brasilien an, gerade an selber Stoge, als der Hof zu Lissabon die Nachricht von den 19ten Febr. 1776. geschehenen Zerstörung neun portugiesischer Schiffe in Rio Grande do Can. Pedro erhielt; und daß die Spanier sogar während der ganzen Unterhandlung sechs Forts errichtet und mit Garrisonen versehen hätten; auch daß sie alle Hauptpässe befestigten.

Dreyzehnter Brief.

Lissabon den 25ten April 1777.

Der Marquis von Lebradio, Vizekönig von Brasilien, war bei Empfang des Briefes, welcher den Befehl enthielt, die Feindseligkeiten einzustellen, sehr verlegen. Er gehorchte dennoch dem Willen des Königs unbedingt, und fertigte

tigte die adthigen Befehle zum Waffenstillstande an die verschiedenen Gouverneurs aus.

Einige Tage, nachdem diese Befehle abgegangen waren, bekam er Nachricht, daß die Spanier den 26sten März und hernach den 2ten April verschiedene Angriffe gemacht hätten; und bald nachher erhielt er Briefe von den Gouverneurs von Rio Pardo und Rio Grande, die ihm meldeten: daß der Zustand der Sachen ihnen nicht erlaubt hätte, seinen Befehlen gemäß zu handeln, ohne sich und das Land dem Gutdunken der Spanier völlig zu unterwerfen, welche ihrem Manifest zu Folge sie insgesamt als Diebe und Räuber zu behandeln erklärt hätten. Sie entschuldigten sich, daß nur eine unvermeidliche Nothwendigkeit sie zwang, Feindseligkeiten auszuüben, und wider ihren eigenen Willen, seine Befehle, und den ausdrücklichen Willen des Königs nicht zu folgen.

In diesem Zustande waren die Sachen, als der Marquis von Pombal beim Tode des Königs, nachdem er verschiedenmale um seinen Abschied angehalten, die Erlaubniß erhielt, sich auf seine Güter zu begeben. Er behielt die Besoldung seiner Stelle als Staatssecretair auf Lebenszeit, die einzige Belohnung, die er während seiner langen Staatsverwaltung erhalten hat.*).

*) Herr Kriegsrath Dohm hat in seinen Materialien

Ich muß hier bemerken, daß man seit dem Anfang der Unterhandlungen zwischen Spanien und Portugal, dem portugiesischen Minister zu verstehen gegeben hatte, ohne es doch öffentlich vorzuschlagen, daß, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, und die Freundschaft zu bevestigen, welche die Natur selbst unter beiden Nationen errichten zu wollen schiene, sie einander gegenseitig ihre Besitzungen in America garantiren sollten; und daß, wenn die Ländereien der Spanier oder Portugiesen angegriffen würden, sie gemeinschaftlich von beiden Parteien vertheidigt werden sollten. Diese Unterhandlungen wurden endlich den 1sten October 1777, von dem spanischen Minister dem Grafen von Florida Blanca, und dem portugiesischen Abgesandten in Madrid, Don Franz Freiherren de Sousa Coutinho, zu

Stande

sien zur Staatsgeschichte und Statistik, dritte Lieferung, S. 322. ic. aus des Ministers Vertheidigungsschrift Beweise geliefert, die überhaupt gute Erläuterungen zur Geschichte dieses Ministers geben. Pombal versichert darin, er habe als Minister kein completes Silberservice gehabt, und wenn mehr als fünf und zwanzig Personen bei ihm speiseten, das nötige Silber vom Cardinal Acunha, und andern Staatssecretairen leihen müssen. Seit 1752. erhielt er vom König die Commanderie St. Michael de tres Minas, und die Stadt Deyras, von der die Familie Corvalho den gräflichen Titel führt.

Standes gebracht, nachdem in Südamerica bereits seit dem 7ten September eben dieses Jahres alle Feindseligkeiten eingestellt waren. Dies geschah durch den Tractat von Ildefonse, der nachher durch den bekannter gewordnen Tractat von Pardo vom 24sten März 1778. bestätigt wurde, und den ich zu dem Ende hier befügen will *).

Donnerstag den 24. März 1778. 11 Uhr

*) Dieser Tractat von Ildefonse ist in Deutschland bisher unbekant gewesen, und er findet sich nur im Extenso nach dem portugiesischen in Lissabon, den 1sten Decembe publirten Original abgedruckt, in Storia dell' Anno 1777. Venezia a Spese di Francesco Pittieri. S. 207/224. Er erläutert nicht nur die vorhergehenden Streitigkeiten zw. gemeinh, sondern bestimmt auch die Grenzen beider Reiche in America aufs genaueste, die noch auf keiner Charte nach demselben verzeichnet sind. Nach diesem Tractat hat Portugal freilich seine Herrschaft über das nördliche Ufer des La Plata flusses eingebüßt, aber auch dagegen ansehnliche Strecken Latiens am Uruguay, die dieser Krone schon einmahl durch den unterbrochenen Vertrag vom 12ten Januar 1750. abgetreten waren, und ihm mittlerst Brasiliens, erlangt. Der Ffleden zu Pardo ist bekannter, auch auszugsweise verschiedentlich gedruckt worden, allein zu sehr abgekürzt. Die Hauptpanete desselben bestehen in einem erneuerten Freundschafts- und Handels-tractat, wonach die Unterthanen der schliessenden Mächte, in beiderseitigen Reichen, die Händelos freie

Donna Maria, von Gottes Gnaden Königin von Portugal und Algarbien, diesseit des Meers, und jenseit in Africa, thue hiermit allen bekant, welche gegenwärtige Urkunde sehen, in welcher den 1sten October dieses Jahres 1777. in Eldeßonse zwischen mir und dem großmächtigsten König von Spanien, Carl dem zweiten, ein Präliminartractat unterschrieben ward, den unsero Bevollmächtigten, von meiner Seite Don Franz Innocenz di Sousa Coutinho, und von Seiten Sr. Catholischen Majestät, Don Joseph Monino

Graf

freiheiten der begünstigten Nationen geniessen sollen, und Portugal und Spanien beinahe eine Union geschlossen haben. Portugal verspricht, in der Insel und dem Hafen von St. Catharing weder fremde Kriegsschiffe, noch Handelsfahrzeuge, außer im Fall der äussersten Nöth einzunehmen. Auch das diese Krone an Spanien für die zukünftigegehenen Graberungen zum Besten des spanischen Activnegerhandels, die Insel Anthonobon und Fernando del Po ab, nebst der Freiheit für spanische Unterthanen auf der gegen überliegenden guineischen Küste, bei dem Flusse Gabean, Camerones, St. Domingo und Cap Forno, Neger handeln zu können. Vier Jahre nach geschlossenen Frieden sollen auch die Portugiesen Freiheit haben, brasilischen Tabak nach Annabon und Fernando del Po schicken zu können. Der Frieden selbst steht in Extenso im Anno histories, 1778. p. 183, 195.

Graf von Florida Blanca, geschlossen haben, und dessen Inhalt folgendermassen lautet:

1) Es soll ein beständiger fester Friede zu Wasser und zu Lande in allen Theilen der Welt zwischen Spanien und Portugal seyn. Alles, was beide Mächte und ihre Unterthanten gegen einander feindlich unternommen habent, wird in Vergessenheit gestellt, die vorhergehenden Tractaten vom 13ten Februar 1668. vom 8ten Febr. 1715. und vom 10ten Febr. 1763. werden hiermit bestätigt, als wenn sie wörtlich eingerichtet wären, die Stellen ausgenommen, die durch diesen Präliminarvertrag ausdrücklich abgeändert worden.

2) Alle zu Lande und Wasser von beiden Seiten gemachte Gefangene sind frey, ohne Ranzion. Ihre gemachten Schulden müssen aber bezahlt werden. Alle Artillerie und Munition; alle Kriegs- und Kaufahrtenschiffe, die seit dem Pariser Frieden erobert worden, werden innerhalb vier Monaten nach diesem Präliminartractat zurück gegeben.

3) Da die portugiesische Colonie St. Sagrament, nebst der Insel Gabriel, und andern Posten am nördlichen Ufer des La Plataflusses, auf welche Portugal ein Recht zu haben vermeint, die vornehmste Ursache des Krieges zwischen beiden Erben

nen gewesen, weil dadurch die ausschliessliche Schiffahrt der Spanier nach dem La Plata und Uruguay beeinträchtigt ward; so sind beide Hōfe dahin übereingekommen, um einen ewigen Frieden zu erhalten. Die Schiffahrt auf dem La Plata, nebst dessen nordlichen und südlichen Küste sollen der Krone Spanien und ihren Unterthänen ausschliesslich gehören, ingleichen die freie Schiffahrt auf dem Uruguay bis dahin, wo der Fluss Pepiri oder Pepiri Guazu in den Uruguay fällt; und alles Land am nordlichen Ufer des La Plata bis zu folgender Scheidungs-Linie gehört an Spanien. Diese Linie nimmt an der Meeresküste, beim Flusse Cuy und dem Fort St. Michael den Anfang, geht durch beide Seiten des Sees Merim, die Flüsse und Bäche, die sich in dem Flusse Negro ergießen, mit einbegriffen, so, dass diese nebst allen Flüssen, welche in dem La Plata und Uruguay, bis zur Mündung des Pepiri fallen, nebst allen Ländern, die Portugal hier besessen, oder in Anspruch genommen hat, der Krone Spanien anheim fallen, und Portugal allen Ansprüchen entsaget, die es auf diese Länder zu Folge des Utrechter Friedens machen könnte.

4) Um allen andern Veranlassungen zum Streit zwischen beiden Mächten zu vermeiden, welche beiderseit ihre Herrschaft über den See dell

Dobs

Oche (Lagoa dos Patos) und dem Flüß Grande di St. Pedro bis am Flüß Jacui ausdehnen wollen, welcher in dem letztern fällt; so ist man hierüber folgendermassen eins geworden. Die Einfart *) und Schiffahrt dieser Gewässer sollen der Krone Portugal ausschliesslich gehören, und das portugiesische Gebiet seinen Anfang nehmen, von dem Flusse Tahim an der südlichen Seite des Flusses Grande di St. Pedro, und vom ersten Flusse ostwärts in gerader Linie, längst dem Mopaste Manquesra bis ans atlantische und westwärts von einer Grenzlinie, durch den See Meirim,

*) An der Einfart des ersten Flusses Rio Grande die St. Petro liegt wahrscheinlich der S. 68. beschriftete portugiesische Haupthafen Patras Mor; und ist eben derselbe, den Lopez Charte de la Entrada del Rio grande de San Pedro situado en la Costa, N. E. del Rio de la Plata, Madrid 1777. unter dem 32 Gr. südlicher Länge bemerkt. Den Nahmen hat Lopez nicht, wie ich weiß, von verschiedenen Niederlassungen, Schanzen sind von den Portugiesen hier angelegte Befestigungen, auch ihren Hauptort unter der Bezeichnung Fortalezza y Poblacion del Rio Grande de San Pedro. Auf Danvilles Charte findet sich der Flus sehr deutlich, nebst einigen portugiesischen Niederlassungen, auch in Dr. Robertsons Charte von Südamerika, die vom Ritter Pinto bei Brasilien verbessert worden, aber der Name Patras Mor auf keiner von beiden.

riem, und durch dem ersten Fluss, der von Süden her, in diesen See fällt, und nahe an dem portugiesischen Forte St. Goncalo vorbei fließt. Von hier erstreckt sich das portugiesische Gebiet weiter bis an den Ursprung verschiedener Flüsse, welche in den angeführten St. Peterfluss und Iacui fallen. Ferner oberhalb der beiden Flüsse Ararica und Conasui, welche den Portugiesen verbleiben, und bis zu den Flüssen Piratini und Ibiamini, die zum spanischen Anteil gehören, wird von diesen wieder eine Linie bis zur Mündung des Flusses Pepicigudu gezogen, die portugiesischen Besitzungen von den spanischen Niederlassungen und Missionen am Uruguay zu scheiden. Die Grenzcommissarien, welche diese Linie beiderseitiger Besitzungen in Südamerica vom See Merim bis zum Flusse Pepiri Guazu ziehen sollen, in welcher keine grossen Flüsse das Gebiet beider Mächte durchkreuzen, müssen die Grenzen über die Spalten der Berge, durch Quellen und Nebenzweige der Flüsse folgendermassen führen, so daß Flüsse, die in den Ländern eines der schliessenden Staaten entspringen, und eine Strecke darin fortlaufen, demselben Staat immer bis zu ihrem Ursprung gehören sollen. Wo diese vorgeschriebene Demarcation aber nicht angeht, soll man sich nach ähnlichen Fällen richten, die in andern Artikeln dieses Traetats vorgeschrieben sind. Was von spanischen Ländern nordwärts dieser Linie

nie liegt, treten Se. Katholische Majestät an Portugal nebst allen daran habenden Rechten ab.

5) Nach dem, was in den vorhergehenden Artikeln zwischen beiden Mächten ausgemacht worden, verbleiben die Seen Merim und Manguira, die Erdzunge zwischen beiden, und die Meeresküste längst denselben, sowol von der spanischen als portugiesischen Herrschaft ausgeschlossen, so, daß keiner von beiden sie in Besitz nehmen. Die Portugiesen dürfen sich nicht südwärts über den Fluß Zahim ausbreiten, und die Spanier nicht nordwärts über die Flüsse Chui und St. Michael. Portugal aber tritt an Spanien alle am Fluß Chui gehabte Häfen, das Fort St. Michael und dem Hafen Castelli grande nebst den dazu gehörenden Districten ab.

6) Das längst der Grenzlinie bis zur Vereinigung des Pepiri guazu mit dem Uruguay belebte Land, etwa von der Breite der beiden im vorigen Artikel benannten Seen Merim und Manguira, wird ebenfalls von dem Gebiete beider Reiche als eine neutrale keinen zugehörige Gegend getrennt. Keinen soll erlaubt seyn, hier Schanzen, Festungen oder Postirungen aufzulegen, und für die Unterthanen beider Mächte sollen Grenzpäle, Scheidemarken gesetzt werden, damit sie wissen, wie weit sie sich ausbreiten dürfen,

fen. Ueberhaupt soll man so viel wie möglich Flüsse, Seen, die höchsten Berge als die unveränderlichsten Scheidungszeichen aussuchen.

7) Die portugiesischen Unterthanen in der Colonie San Sagronent, der Insel Gabries, und den andern im dritten Artikel an Spanien abgetretenen Besitzungen, auch alle, die seit den 1762. entstandenen Streitigkeiten, in den abgetretenen Ländern verblieben, haben Freiheit sich wegzugeben, oder mit allen ihren Effecten zu bleiben. Eben die Freiheit sollen die spanischen Unterthanen haben. Alles was an Geschütz, Kriegsvorrath und Waffen beiden Reichen in den abgetretenen Plägen gehört, bekommt jeder Theil zurück. Nur Portugal giebt das Geschütz und die Kriegsvorräthe wieder heraus, die bei der ersten Besitznahme von Rio grande de San Pedro den Spaniern dörten gehörten.

8) Beide Frieden schliessenden Mächte sind dahin übrigens übereingekommen, daß die ferne Grenzlinie beider Länder von dem Einfluß des Pepiri in dem Uruguay folgendermassen nordwärts gehen soll. Nemlich den Fluß Pepiri hinauf, bis zu seinem Ursprung. Von diesem wieder durch das am höchsten liegende Land auf die im sechsten Artikel vorbeschriebene Art, bis an dem Fluß St. Antonio, der sich in dem Guatubá, sonst auch Iguazu genant, ergiebt. Dies ist ab Portugal.

sen Fluss geht die Grenzlinie wieder hinaus, bis da, wo er in den Parana von Osten her fällt. Nun folgt sie dem Parana bis dahin, wo der Fluss Igurei sich an der westlichen Seite mit diesem Stromme vereinigt.

9) Von dem Einfluss des Igurei in den Parana geht die Grenze den ersten Fluss bis zu seinem Ursprung hinauf. Sie läuft von hier in einer geraden Linie durch das hohe Land bis an den Fluss, der dieser Grenze am nächsten fließt, und ist die östliche Seite des Paraguay fällt! Die Grenze geht hierauf den Paraguay hinauf bis zu den Morästen, die den Rahmen Laguna bey Karanés führen, und durch diese Moräste bis an die Mündung des Flusses Jaure.

10) Von der Mündung des Flusses Jaure wird die Grenze westwärts in gerader Linie bis an das südliche Ufer des Flusses Guapore oder Guayana gezogen, der Mündung des Flusses Corare gegen über, welcher ebenfalls sich an der Seite des nördlichen Ufers mit dem Guapore vereinigt. Sollten aber die Grenzcommissarien bei Untersuchung des Landes zwischen den Flüssen Jaure und Guapore andere Flüsse und natürliche Zeichen finden, die bequemer und mit mehrerer Sicherheit die Grenzen beider Länder bezeichnen könnten, so soll zwar die Schiffahrt auf dem Jaure, und der Weg, den die Portugiesen von Guad

taba nach Matogroße gewöhnlich zu nehmen pflegen, der Krone Portugal ausschließlich verbleiben, allein beide contrahirende Mächte genehmigen die neus Veränderung, doch ohne ansehnliche Vergrößerung und Veränderung ihres bestehenden Gebietes. Von dem angenommenen Orte des südlichen Ufers des Guaporéflusses erstreckt sich die Grenze weiter diesen Fluss herunter, bis er sich mit dem Mamore vereinigt, (ein Fluss, der in der Provinz São Paulo di Serra entspringt, und durch die Mission der Moyos fließt,) bey dieser Vereinigung den Mahnen Madeira bekommt, und nachher sich mit dem Maranhon oder Amazonenfluss an dessen südlichen Ufer vereinigt.

11) Von der Vereinigung der beiden Flüsse Guaporé und Mamore, geht die Grenzlinie den Fluss Madeira hinab bis an einen zu bestimmenden Ort, der in gleicher Entfernung von dem Amazonenfluss, und dem Ursprung des Madeira, durch die Vereinigung eben genannter Flüsse liegt. Von hier läuft die Grenze schwärts bis an das östliche Ufer des Flusses Tabary, der in den Maranhon fällt, und diesen Fluss hinab, bis an den Maranhon, den die Spanier Ovellana, und die eingeborenen Guiana nennen. Die Grenzlinie folgt nun, dem Lauf des Marathem bis zur westlichsten Mündung des Tabary, der von Moron her in den Maranhon fällt.

(12) Die Grenze geht von hier dem Flus Capura hinauf bis an den Punct, wo die portugiesischen Niederlassungen von beiden Ufern des Capura und Negroflusses bedeckt werden können; die ehemaligen Verbindungen und Grenzen, wannit die Portugiesen ihr Gebiet zwischen beiden Flüssen, zur Zeit des 1750. den 13ten Februar geschlossenen Grenztractats verwohrten, bleiben, nach den Worten des neunten Artikels dieses Tractats dieselben; ohne jedoch die spanischen Besitzungen, ihre Verbindungen außer einander, und den Orinocofluss einzuschränken, so, daß die Spanier weder sich in den portugiesischen Besitzungen zwischen beiden Flüssen ausbreiten, noch den Flus Capura von seiner westlichsten Mündung an, bis an den zu bestimmenden Grenzpunkt, oder den schwarzen Flus beschiffen sollen. Die portugiesischen Unterthanen dürfen ebenfaß diese Linie nicht überschreiten, jenseits derselben, die benannten Flüsse, und die kleineren, welche sich in dieselben ergießen, beschiffen, auch nicht den Orinoco befahren, und von den spanischen Ländern weder über bewohnte noch unbewohnte Gegenden ihre Herrschaft ausbreiten. Eben deswegen sollen die sogenannten Grenzcommissarien die Seen und Flüsse genau aufsuchen, welche in den Capura und Negro fallen; welche von diesen sich gegen Noorden einander am Meisten nähern, und darnach

die Grenzen der beiderseitigen Schiffahrt bestimmen. Die Gebirge, welche sich von dem Oro-noco bis zum Maranhon und jenseit beider Flüsse erstrecken, machen die fernern Grenzen beider Länder gegen Norden, ohne doch das beiderseitige Gebiet beträchtlich zu vergrössern oder zu vermindern.

13) Die Schiffart auf den Flüssen, wodurch die Grenze geht, bleibt beiden Nationen gemeinschaftlich, bis an den Punct, wo der Fluss nebst seinen beiden Ufern einen von den contrahirenden Mächten allein gehört. Hier hört die gemeinschaftliche Schiffart auf, und nur die Unterthanen der Macht, welche das Obercigenthum hat, dürfen den Fluss von der Grenzlinie an allein beschiffen. Zu dem Ende sollen an den Grenzen Zeichen und Grenzpfähle für die Unterthanen bei der Macht, mit Ueberschriften gesetzt werden, um den Anfang und das Ende der gemeinschaftlichen Schiffart genau zu bemerken.

14) Alle Inseln in den Flüssen, die theils zur Grenze dienen, theils durch welche die Grenze geht, gehören demjenigen, dessen Gebiet selbst bei allen Flöhszeiten, und selbst in der trockensten Witterung am nächsten liegen. Sind sie aber vom beiderseitigen Gebiet gleich weit entfernt, so bleiben sie neutral, ausgenommen, wenn sie von beträchtlicher Größe wären. So dann

dann sollen sie der Grenzlinie zu folge jüthchen beider Mächten getheilt werden.

15). Obgleich in den vorhergehenden Artikeln die beiderseitigen Grenzen aufs genaueste bestimt worden, um Zweifeln und Unstigkeiten keinen Raum zu lassen. Nichts desto weniger sollen bei den besondern Scheidungspuncten des beiderseitigen Gebiets Commissarien von beiden Theilen ernannt werden, dies müssen Leute von bekannter Rechtschaffenheit seyn, die das Land genau kennen, und sie müssen selbst an den Orten zusammen kommen, wo die Grenze nach den Friedens-tractaten verändert oder genauer bestimt werden soll. Von der ganzen Grenze, welche die Commissarien genau bestimt haben, müssen sie von beiden Theilen unterzeichnete Charten entwerfen und ihren Höfen übersenden. In diesen werden die Puncte, worin sich beide Commissarien vereinigt haben, genau und umständlich angezeigt. Wo sie aber Zweifel haben sollten, wird der Entscheidung und dem Entdauken beider Höfe überlassen. Damit aber dieser Grenztractat desto eher zu Stande kommen und vollendet werden, möge ernennen beide Höfe für jede Provinz, und selbst für besondere Gegenden, eigene Grenzcommissarien, damit zu einer und derselben Zeit in Ausführung gebracht werde, was zwischen beiden verglichen worden.

16) Die

16) Die im vorigen Artikel bepannten Commissarien, haben außerdem, was ihnen in den vorigen Artikeln vorgeschrieben worden, bey den nicht genau ausgemachten Puncten vorzüglich darauf zu schen, gemeinschaftliche Sicherheit, Ruhe und Frieden zwischen beiderseitigen Unterthanen zu erhalten, und alle mögliche Contrebande zu verhindern. Sie sollen daher zu diesem Behuf besondere Instructionen bekommen, um Streitigkeiten zu vermeiden, die über die gegenwärtigen Besitzungen beider Mächte, und die gemeinschaftliche oder ausschließliche Schiffart auf den Flüssen, zu Folge des dreizehnten Artikels entstehen könnten, auch keinesweges die Unterthanen beider Mächte, im Besitz ihrer Acker, Felder, Wiesen und Bergwerke stören, welche sie nach diesem Tractat nicht abzutreten, besagt sind. Denn die Absicht beider hohen Souverains geht, bey diesen Frieden einzlig. dahin, eine beständige unzertrennliche Freundschaft und Einigkeit zwischen beiden Theilen zu gründen, und in diesen ungeheuern Bündern, durch die ausgemachte Grenze keinesweges das Privateigenthum beiderseitiger Unterthanen zu beeinträchtigen, sondern jedem, was er besitzt, durch diesen Tractat zu versichern, so, daß darrüber zu keiner Zeit Zweifel oder Streit entstehen könne.

17) Jeder Unterthan beider Mächte, den man an den Grenzen als Contrebandier ertappen wird,

wird, soll für seine Person und die bey sich ha-
benden Güter, nach den Gesetzen des Landes be-
strafft werden, wo er mit der Contrebande ergrif-
fen worden. Eben dieselben Strafen sollen auch
an beiderseitige Unterthanen vollzogen werden,
welche das Gebiet des andern Reichs betreten,
oder die Flüsse befahren, auf denen eine gemein-
schaftliche Schiffart verboten ist, den einzigen Fall
ausgenommen, wo sie bey unvermeidlicher Not-
wendigkeit gezwungen sind, einen Hafen oder das
Gebiet einer andern Macht zu berühren, oder
dass sie in Geschäften ihrer Gouverneurs oder Be-
fehlshaber, über die Grenzen verschickt werden,
in welchem Fall sie mit einem Passe über den
Endzweck ihrer Reise versehen seyn müssen.

18) Auf den Flüssen, wo die Schiffart bei-
den Theilen auf dem ganzen Fluss, oder nur in
bestimmten Gegenden gemeinschaftlich zusteht, soll-
len keine Festungen, Posten oder Zollhäuser an-
gelegt werden, auch die beiderseitigen Untertha-
nen, nicht besetzt, noch mit Zollposten oder, an-
dern Anforderungen beschwert werden. So bald
sie aber ohne Erlaubnis, und gehörige Altersstufe
über die Gränze, und in das Land einer andern
Macht kommen, oder die Grenzen der gemein-
schaftlichen Schiffart überschreiten, sollen sie wie
die Uebertreter des vorstehend Artikels bestraft werden.

19) In

19) In dem Falle, daß zwischen spanischen und portugiesischen Vasallen, - oder den Befehlshabern beider Kronen, an den Grenzen, Streitigkeiten wegen Uebertretung der Scheidungslinien entstehen sollten, darf kein Theil von dem streitigen Terrain Besitz ergreissen, oder sich selbst ein genüchting Genugthuung verschaffen, sondern sie sollen sich gemeinschaftlich zu vergleichen, und ihren Höfen davon gehörige Nachricht geben. Diejenigen, welche gegen den Tractat gehandelt, sollen nach Gutbefinden der beleidigten Macht bestraft werden. Gleiche Strafen leiden auch alle diejenigen, welche es wagen möchten, das Land, oder die neutralen Grenzen zwischen beiderseitigen Gebiet, in Besitz zu nehmen, zu bebölkern, - oder zu ihrem Vortheil zu gebrauchen. Auch müssen die Befehlshaber an den Grenzen dahin sehn; daß diese Gegend ein Radtherrn, Mordern, und andern Gesindel nicht zum Aufenthalt dienet, sondern diese zu beklagen und auszurotten gemeinschaftlich bemüht sehn. Da der Reichtum der Einwohner dieser Gegend in Seladen besteht, so sind beide Mächte dahin übereingekommen, denen in ein ander Gebiet flüchtenden keine Freiheit zu erlauben, sondern ihnen nur Schutz zu verstatten, und dahin zu sehn, daß solche bei der Wiederauslieferung keine schwere Strafe leiden, sofern sie solche nicht durch vorhergehende Verbrechen verdient haben.

20) Um

20) Um gegenwärtigen Tractat vollkommene und dauerhafte Festigkeit zu geben, ediren und übergeben beide pacisirende Mächte, zu mehrerer Gehaltung eines beständigen Friedens, einander und ihren Erben, alle Rechte und Ansforderungen, welche sie auf die abgetretenen Länder und die Schiffart der Flüsse machen könnten, die Kraft dieses Vertrages einer Macht besonders überlassen werden. Zum Beispiel, was die Krone Portugal an beiden Ufern des Maranhon oder Amazonenflusses besitzt, was derselben in dem District von Motu grossd gehört, oder was sich die Krone Spanien am Flusse Maranhon, vom Einfluss des Javari stromens ausbedungen hat, ferner wo der Maranhon bis zur westlichen Mündung des Japura die Bänder beider Reiche scheidet; oder an irgend einem andern Ort, wo die neue Gränzlinie Veränderungen im Gebiet beider Staaten macht. Diese Districte werden innerhalb vier Monat oder früher, wenn es möglich ist, von jedem der sie jetzt im Besitz hat, geräumt, die Unterthänige einer solchen Krone haben Freiheit, mit ihren Gütern und Effecten sich wegzugeben, und die Immobilien zu verkaufen.

21) Um einen dauerhaften Frieden zwischen beiden Monarchien zu bevestigen, und alle Streitigkeiten, die über beiderseitige Länder in Asien entstehen könnten, gleichfalls zu vermeiden, treten

Ihre

Ihre allerklugste Majestät, zum Vortheil Co:
katholischen Majestät, alle Ansprüche ab, die Sie
auf die philippinischen oder mariannischen Inseln
haben, oder was Spanien sonst in diesen Gegen-
den besitzt. Portugal entzogt allen Rechten und
Forderungen, welche diese Krone, zufolge des
Tractats von Tordesillas vom 7ten Jun. 1494.
und nach dem Vertrage von Garagossa, vom
22ten April. 1529. machen konnte. Eben diese
Krone verspricht auch keinesweges, die Summen
wiederzu fordern, die in dem letzten Vertrage für
die abgetretenen Inseln bezahlt worden ^{*)}), oder
diese Lession aus einem andern Grunde zu ent-
kräften.

22) St. Katholischen Majestät geben daher
auch, zur Haftrechthaltung des geschlossenen Frie-
dens, binnen vier Monaten von der Ratifikation
dieses Tractats an zu rechnen, die Insel St. Ca-
tharina, nebst dem benachbarten festen Lande,
wel-

*) Magellan hatte durch die Magellanische Meers-
enge den Spaniern einen neuen Weg nach den
Gewürzinseln gezeigt, und einige von den Phi-
lippinen entdeckt. Darauf gerieten Portugal
und Spanien in Streit, bis endlich Karl der
Kunstige in dem angeführten Vergleich 1529. alle seine
aus Magellans Entdeckung hergeleitete Rechte
auf diese Inseln den Portugiesen für 350000
Dukaten verkaufte.

welches die spanischen Truppen erobert hatten, imgleichen alle Artillerie und Artillerie an Portugall wieder zurück; und Sr. aßtergläubigste Majestät versprechen dagegen weder in Friedens noch Kriegszeiten, keine fremden Kriegs und Handelsfahrzeuge, in dem Hafen St. Catharina, über den benachbareten brasiliischen Häfen einzunehmen, als wenigsten die Schiffe socher Mächte, die mit Spanien Krieg führen, oder mit den Spanischen Unterthanen Schleichhandel treiben wollen. Beiderseitige Häfen versprechen auch diesen Artikel so gleich pünktlich auszuführen, und diesetwegen ihren Befehlshabern dasselb die nötigen Verhaltungsbefehle auszufertigen.

23) Alle Spanischen und Portugiesischen Flotten und Truppen welche sich bei Schließung des Friedens in Südamerica befinden, müssen sich zurückgeben, und nur so viel Truppen bleibent dorren, als hier gebraucht im Friedenszeitraum stehen pflegen. Beider Cronen Befehlshaber erhalten hievon gehörige Nachricht, damit die Räumung der abgetretenen, oder zurückgebliebenen Plätze, mit bestmöglichter Gleichförmigkeit, und binnen den vorgeschriebenen vier Monaten zu Stande komme.

24) Sollte es zur Erfüllung und mehrerer Aufklärung dieses Tractats nötig seyn, einige Artikel auszudehnen oder zu erweitern, so haben diese

diese eben die Kraft als alle vorhergehenden, und beide contrahirenden hohen Mächte verbinden sich, selbige unverbrüchlich zu erfüllen und zu beobachten.

25) Gegentwärtiger Präliminairtraktat wird innerhalb vierzehn Tagen, nach der Unterschrift, oder noch eher von beiden Theilen ratifizirt.
St. Ildefonso den 1ten Oct. 1777.

Der Marquis von Pombal bemerkte sehr wohl die Absicht dieser gerünschten Freundschaft und durch den Frieden bestätigten genau Verbindung; er wusste, wie gefährlich es für das Interesse von Portugal war, gar zu genau mit Spanien verbunden zu seyn; es war ihm nicht unbekannt, daß die Politik des Marquises dahin zielte, Portugal in ein abhängiges Land zu verwandeln, und wenn nicht dem Nahmen nach, doch in der That eine Spanische Provinz daraus zu machen. Dieses System, welches Philipp der Zweite zuerst erfand, so sondent immer die Politik aller seiner Nachfolger bis auf die gegenwärtige Zeit gewesen. Diese Politik war in dem Manifest, welches gleich vor dem Kriege 1762, von den Spaniern herausgegeben wurde, zu offenbar, daß man die Absicht nicht sogleich hätte bemerken sollen.

Diez.

Sebzehnter Brief.

Lissabon den 16. May 1777.

Der Fanatismus und Überglaube des Volks machen den Einfluß und die Macht der Geistlichen in Portugal weit größer, als man sich insgemein vorstellt.

Die Priester wissen, daß ihr Wesen von diesem Überglauben abhängt, und daß die größte Unwissenheit der erste Grund dazu ist. Die wenigen Bücher, welche man in Portugal druckte, ehe der Marquis von Pombal die neue Einrichtung in Ansehung der Censur gemacht hatte, waren vornehmlich einige Leben der Heiligen, Erzählungen von Wundern, welche von Reliquien verrichtet waren und andere von ähnlichem Schlag (*), welche geschickt waren, den Überglauben des Volks und seinen Gehorsam gegen die Priester als die Erwählten Gottes zu unterhalten.

*) Nach Hrn. von Jungs Nachrichten von der portugiesischen Litteratur, S. 28. besitzen die Portugiesen unter andern 297 verschiedene Lebensbeschreibungen der heiligen Jungfrau. Zwei besondere Lebensbeschreibungen Christi in dem Bauche der Maria, ein Leben der heiligen Maria in dem Bauche der heiligen Anna, und sogar eine Epopee. De conceptione B. Mariae. Coimbra 1749. 4.

Man kann sich leicht vorstellen, daß sie auch ihre Gewalt anwandten, um allen Geist der Industrie zu unterdrücken, welcher das Volk erleuchten und ihre Abhängigkeit von der Geistlichkeit vermindern konnte. Als daher die Mönche sahen, daß die Anstalten des Marquis von Pombal ihrem Einfluß Abbruch thun würden, wandten sie alles an, um seine Administration verhaft zu machen, und bedienten sich der schändlichsten Mittel, sein Unsehen bei dem Volk zu schwächen. Sie beschuldigten ihn öffentlich, daß er ein Engelsländer sowohl in seiner Religion, als in seinen politischen Grundsätzen sei; und hofften ihn dadurch als einen hassenswürdigen Menschen auszuzeichnen, oder wenigstens als einen, der die Religion auf den Ruinen ihrer heiligen Religion errichten wolle.

Obgleich jeder Vernünftiger überzeugt seyn muß, daß der Marquis von Pombal ohne Rücksicht auf seine Grundsätze in der Religion ein zu geschickter Staatsmann war, um die protestantische Religion in einem ganz monarchischen Staate einführen zu wollen; und ungeachtet es sehr unwahrscheinlich ist, daß ein Minister, welcher eine unumschränkte Gewalt besitzt, diese Gewalt gesetzlich zu vermindern suchen sollte, so ist es dennoch wahr, daß die Geistlichkeit versucht hat, diesen Gedanken-Glauben zu verschaffen.

Der Bischof von Coimbra, welcher alle Anlagen zu einem Enthusiasten hatte, gab verschiedene Schriften heraus, in welchen er sich nicht zu behaupten schünte, der Minister sei von Regierischen Grundsägen angesteckt, die auch bald den Thron ergreifen würden, und daß sogar das ganze Land mit dieser Seuche bedrohet zu seyn schiene.

Der Prälat schmeichelte sich, man werde ihn als einen Vertheidiger des Glaubens anssehen, und als einen Märtyrer der Religion behandeln; seine Hoffnung, schlug aber fehl; man begnügte sich damit, ihn von seinem Bisthum zu verbannen, und ins Gefängniß zu werfen, damit er keine Unruhen im Staat erregen könnte. Verschiedene andere Geistliche, die seinetwegen Beispiel folgten, hatten ein ähnliches Schicksal. Durch dieses Mittel ward die Ruhe im Staat erhalten, und die Erwartung der Geistlichkeit bereitst.

Die vielen Prozessionen und Fasttage, welche in Portugal gehalten werden, sind ein großer Verderb für die Sitten, und hindern den Fortgang der Industrie unter dem Volke; da die Priester wenig um die Moralität des Volks bekümmert sind, wenn nur die Regeln der Kirche beobachtet werden. Diese Religionsgebräuche sind also ein wahres Uebel für den Staat.

Der Abschied des Marquis de Pombal und die allgemeine Verzeihung, welche man nach dem Tode des Königes bekannt mache, waren Freudenfeste für die Geistlichkeit.

Die Priester, die man während seiner Staatsverwaltung ins Gefängnis geworfen hatte, wurden als Märtyrer im Triumph nach ihren Klöstern zurückgebracht; und die Hoffnung, die priestliche Gewalt bald völlig wieder hergestellt zu sehen, mache den Sieg der Kirche über den Minister vollständig.

Alle Missishäger ohne Unterschied wurden freigelassen, worunter sich viele befanden, die wegen Verbrechen, von welchen man die besondern Umstände vergessen hatte, auf einige Jahre zur Gefängnisstrafe verurtheilt worden, und die auf den Bericht den es ihnen selbst gefiel, von dem Grunde ihrer Gefangenschaft zu geben, frey gesprochen wurden. Es fand sich also keiner, welcher sich für schuldig erklären wollte, und alle gaben vor, daß sie blos durch die Grausamkeit und Laune des Ministers ins Gefängnis geworfen wären.

Das Leid, welches sie während ihrer Gefangenschaft gelitten, und der klägliche Zustand, in dem sie erschienen, erregte das Mitleiden des Volks; und die gewöhnliche Härte und üble Behandlung der Gefangenvärter ward gänzlich dem

Dr. üb. Portugal.

G

Mars

Marquis zugeschrieben. Die abgeschmacktesten Märchen fanden Glauben, und die Thüren der Kirchen waren beständig von diesen Elenden besetzt, die man überredete, ihre kläglichen Geschichten zu erzählen, um das Geschrey gegen den Minister zu vergrößern. Die Staatsgefangenen nahmen der Gelegenheit wahr, da sie keine Ankläger mehr hatten, alle Schuld auf den Marquis zu werfen, um sich selbst frey zu sprechen.

Der Adel, den der Minister von der Staatsverwaltung entfernt hatte, und dessen Familien durch seine Anstalten so viel verloren, freute sich auf die gehoffte gänzliche Veränderung der Sachen, und schmeichelte sich, die Bedienungen und Einkünfte des Staats, wie ehedem, zu gessen.

Der Pöbel, welcher wie schon gesagt durch die Geistlichkeit aufgewiegelt wurde, war eine Zeitlang sehr gegen den Marquis aufgebracht; sein Hass war aber nicht von Bestand, und er erkannte bald die Vortheile einiger guten Anordnungen, die er gemacht hatte; und wenn er sich selbst überlassen bleibt, wird er dem Minister bald völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die englischen Kaufleute sahen die Entfernung eines Ministers, der die Fabriken und Manufakturen des Landes beschützte und aufmunterte,

als eine glückliche Gelegenheit für ihren Handel zu. Sie founten mit Grunds erwarten, daß als die diese Manufacturen aus Mangel der Unterstüzung bald wieder eingehen müsten, und daß ihre Handel zunehmen würde, wie diese abnahmen. Sie wussten, daß wenn die Geistlichkeit ihre vornehmliche Gewalt erhielte, diese eine gröbere Menge Fasttage, Proceßionen und eine strengere Beobachtung der Fasttage einführen würde; wodurch die Frödigkeit des Volks vermehrt und die Produkte der englischen Fischerey einen größern Absatz erlangen würden.

So war also das Verderben eines großen Theils der Bürger und der Chreis und Eigennutz eines andern Theils die Ursache, daß man die Verabschiedung des Marquis mit allgemeiner Freude aufnahm.

Wenn man den Zustand des Königreichs bedenkt, als der Marquis die Staatsverwaltung übernahm: daß das Land damals ohne Akers bay, ohne Finanzen und ohne Geld war, und wenn man, um das traurige Gemahld vollständig zu machen, hier alles Glend vorstelle, welches das Erbüber, die noch nicht ganz enthaltliche Bevölkerung und der Krieg, die alle schnell truf einander folgten, mit sich brachten, wenn man alles dies überdenkt, muß man gestehen, daß die Schwierigkeiten, die einen Verbesserungen im Ver-

ge stunden, sehr gefährdet waren, und daß es die Regierung beizahre unmöglich war, der Nation ihre vorige Macht und ehemaliges Ansehen wieder die äußerste Anstrengung wider zu geben.

Vor der Administration des Marquis von Pombal war die Polizei von Lissabon so schlecht, daß es gefährlich war, sich gegen Abend wider der Stadt auf den Straßen finden zu lassen, und Mordthäxte waren so gewöhnlich, daß man sie nur als gewöhnliche Zufälle ansah. Aber seit den Anstalten, die der Minister gemacht hat, kann man mit Grunde behaupten, daß die Straßen von Lissabon sicherer als in irgend einer Hauptstadt in Europa sind.

Während der Verwaltung des Marquis ist die Nation sehr erleuchtet worden, der Ackerbau hat viel gewonnen, der Handel hat sich ausgebreitert, man hat Künste und Wissenschaften cultivirt, verschiedene Manufacturen sind errichtet worden,

aus einige dieser nachher ziemlich ausgebreiteten Manufacturen entstanden doch sehr zufällig, z. B. die verbesserten Wollensäden. Nach dem Erdbeben von Lissabon, das viele Magazin- und Saalensäder zerstört hatte, waren fremde Wollanzeige so rar, daß selbst Wornahme gezwungen war, eine Art grober, einheimischer, ungesärbten Zewe zu gefügt tragen. Der Monarch ermunterte die Urschaffhau durch sehr großes, und kleidete sich sehr

den, und die Finanzen auf eitern bessern Fuß gesetzt; diese Thatsachen machen dem Minister Chre, und die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn die Zeit die Vorurtheile zerstreuet haben wird, die man in Portugal noch wider ihn heat.

Fünfzehnter Brief.

Lissabon den 3ten Juli 1777.

Da sich Portugal in dem Brasilischen Kriege wegen der Unruhen in Nordamerica des Schutzes beraubt sahe, den es mit Recht von England erwarten konnte, und ohne keinen Beifand zu schwach war, Spanien zu widerstreben, war es gezwungen, sich den Bedingungen zu unterwerfen; die der Hof zu Madrid ihm vorschrieb, und gab also das Schauspiel eines Staats, dess

selber in diesem Beuge. Der Debit der eintheilten schon Waren stieg nach dem Regnisse des italienischen Lebensbeschreibers des Marquis Pombal, des wahrscheinlich ein Portugiesischer Exgehuote ist, sehr, daß die Portugiesischen Kaufleute für mehr als eine Million Crusaden davon absehn. v. Vita di Sebastiano Giuseppe Carvalho e Melo Marquese chefe di Pombal. Vol. I. p. 96.

sich selbst entwaffnet, um mit einem mächtigeren Reiche in Friedensunterhandlungen zu treten, mittlerweile daß dieses fortfährt, große Zubereitungen zum Kriege zu machen.

Der gegenwärtige Zustand der Sachen in Portugal macht es wahrscheinlich, daß der Lissabonische Hof dem Familiendündniss der bourbonischen Häuser schon beigetreten ist, oder nächstens beitreten werde, oder daß er schwerlich wird neutral bleiben können, wenn der Krieg ausbrechen sollte. Es ist daher vielleicht nicht ganz ohne Nutzen, einen Blick auf die Folgen zu werfen, die der Verlust eines so treuen und nützlichen Bundesgenossen als Portugal, für England haben würde.

Wenn man die Geographische Lage von Lissabon untersucht, wird man leicht einsehen, daß alle Schiffe, die nach der Mitteläandischen See, der Küste von Africa oder Ostindien bestimmt sind, nothwendig zwischen Lissabon und den Inseln des westlichen Oceans segeln müssen; hieraus folgt natürlich, daß England einen sehr wichtigen Posten an diesen Häfen besitzt, nicht allein zur Beschützung seiner eigenen Schiffarth, sondern auch dem Handel von Spanien und Frankreich in diesen Gewässern von dorten her zu schaden. Ohne diesen und alle andre Häfen von Portugal würde England keinen einzigen Zufluchtsort auf der ganzen Küste des atlantischen Meeres haben von Lande-

landsend bis Gibraltar; unterdessen daß ihre Feinde alle Häfen von Portugal und der Inseln in diesem Meere als Zufluchtsörter gebrauchen können. Dies würde einen Schwarm von Kapern reizen, von hieraus dem englischen Handel Abbruch zu thun. Einige Kriegsschiffe zu Lissabon könnten die Kauffahrthenschiffe dieser Nation verhindern, diese Höhe nie ohne eine grosse Convoy zu befahren. Die britische Flotte würde also mehr beschäftigt seyn müssen, ihre Kaufmannsflotten zu beschützen, anstatt wie im vorigen Kriege die See von Freydeutern zu reinigen, und den Handel ihrer Feinds zu zerstören.

England muß auf diese Art allen Vortheil verlieren, den es aus seinem gegenwärtigen Handel mit Portugal zieht, und der vornehmlich daher kommt, daß Portugal weder genug rohe, noch bearbeitete Materialien zu seinem eigenen Gebrauch hervorbringen kann, und weit weniger zur Versorgung seiner Colonien in Asien, Afrika und Amerika. Man kann die Summe, welche die Importation aus England nach Portugal jährlich beträgt, ungefähr auf eine Million Pfund Sterling rechnen. *) Man muß noch bemerken, daß

*) So viel betrug die englische Einfuhr vor dem letzten Kriege, jetzt aber ist sie bis über die Hälfte vermindert, wie die S. 28. eingerückten Listen zeigen.

dah die Britten die Frachtfahrer der Portugieser sind, die den größten Theil ihrer Kaufmannswaren versühren, und dennoch weiß man, daß während den fünf Jahren des Krieges, nemlich von 1756. bis 1761. die englische Handelsflotte aus siebzehnhundert Schiffen weniger als vormals besteht, und daß die Zahl der fremden nach England handelnden Schiffe bis auf achthundert und sechzig vermehrt worden ist, obgleich England während dieser ganzen Zeit den Handel von Portugal und Amerika besaß. Der Verlust dieser beiden Zweige muß den Transporthandel bey einem bevorstehenden Kriege sehr vermindern, und

nach

zeigen. Doch ganz genau und vollständig bestimmten Whitworths Zollregister die Handelsvortheile der Engländer nicht, die sie von dem Verlehe mit Portugal haben. Denn in den vier Jahren vor 1770. kam an haaren Gelde aus Portugal nach England (v. Annual Register 1771. p. 495.)

1766.	—	906, 286	Pf. Sterl.
1767.	—	819, 370	—
1768.	—	930, 461	—
1769.	—	902, 455	—

Dagegen war in diesen Jahren nach den Zollregeln Englands Ausf. nach Port. Einf. v. Port.

1766.	—	667, 104	Pf. St.	347, 806	Pf.
1767.	—	915, 080	—	340, 289	—
1768.	—	718, 998.	—	391, 502	—
1769.	—	545, 367	—	369, 120	—

natürlich den Verfall alter Handwerke, welche von dem Eehtandel abhängen, nach sich ziehen. Dies wird ohne Zweifel die Anzahl der Matrosen und Handwerker verringern, und der ganze Gehrt ihrer Arbeit wird für England verloren seyn.

Was Grossbritannien aber am meisten zu befürchten hat, ist, daß die Franzosen, seine Nebenbuhler, die Zwischenhändler an seiner Stelle werden, wie man bey dem jetzigen Zustand der Sachen leicht erwarten kann. Sie haben schon ihren Handel nach Westindien seit 1764. um die Hälfte vermehrt *); und sie haben ihrem Handel

über-

*) Nach dem neuesten *Grobachter des französisch westindischen Handels* Herrn Wevres (in seinen *Reflexions historiques et politiques sur le Commerce de France avec les Colonies de l'Amerique*. Paris 1780, p. 25.) beschäftigte dieser Handel 1776. gerade 596 Kauffahrtschiffe. In Bourdeaux waren dahin ausgerückt 254 Schiffe, in Nantes 101, in Marseille 89, in Havre de Grace 88, in Dünkirchen 17, in St. Malo 16, in Rochelle 14, in Bayonne 11, Honfleur 4, und in Toulon 2. Von diesen 596 Schiffen waren 353 nach St. Domingo, 141 nach Martinique und St. Lucia, 88 nach Guadaloupe, und 24 nach Løyenne bestimmt. Von Grossbritannien giengen um 1772. nach Westindien und Carolina nur 433 Schiffe, dazu 195. Schulschiffe gerechnet, zusammen 628 Schiffe. v. *Political Essays*. p. 342.

überhaupt eine Lebhaftigkeit gegeben, welche uns weit mehr beunruhigen muß, als der Verlust einzelner Zweige, die sie uns entzogen haben.

Der Verlust des Frachthandels ist für eine Seemacht so wichtig, daß der Wehrt desselben gar nicht bestimmt werden kann. Er giebt einer handelnden Nation das wahre Wesen; er ist zu gleicher Zeit die Pfanzschule und die Zuflucht der Matrosen und Handwerker, deren Anzahl steigen oder fallen muß, wie der Transporthandel zu oder abnimmt. Große Auslagen und ein geringes Lohn werden die Matrosen und Handwerker zwingen, ihr Vaterland zu verlassen. Wenn man im Gegentheil ihren Lohn erhöht, wird der Preis der Waaren auch steigen, und die Fremden werden sie weniger als zuvor verlangen. In beiden Fällen wird die Nation ihren Handel verlieren, und die Verminderung der Staatseinkünfte wird die unausbleibliche Folge davon seyn. *)

Geschäss

*) Während des Drucks dieser Briefe erhielt der Herausgeber die Lebensbeschreibung des Marquis von Pombal, die vermutlich von Exjesuiten, und also den argsten Feinden dieses Erministers in Italien 1781. erschienen. Vita di Sebastiano Giuseppe di Carvalho a Melo, Marchese di Pombal, Conte di Oeyras. 8. Ohne Drucksort in vier Bänden, wovon die drey ersten mit dem

Schöpferischer Brief.

Lissabon den 17ten Juni 1777.

Seine Begebenheit, von den vielen die Pombal's Ministerium den Zeitgenossen und der Nachkommenschaft merkwürdig gemacht haben, ist in so viel Dunkelheiten verhüllt und so wenig in gehöriges Licht gesetzt worden, als die Verschrodingung einiger Grossen gegen den König Joseph den ersten

dem Ende des Kriegs 1762. sich schliessen. Von dieser Lebensbeschreibung sind zwar drei Übersetzungen zu Triest, Weimar und Leipzig angekündigt worden, wenn gleich deutschen Lesern ein fernhäuser Auszug unentzückender gewesen wäre, in dem die päpstlichen Brevier, das schon in Deutschland bekannte Urtheil über die Königsinorde, die alten und neuen königlichen Verordnungen wegen Brasillen, die Process acten des Malagrida, und andere öffentliche das Werk wundrig ausschweissende Schriften wohl zwey Drittel des Ganzen einnehmen. Dies hat uns vermocht, die kurze diesen Briefen angehängte Lebensbeschreibung des Marquis von Pombal wegzulassen, da sie die allerbekanntesten Nachrichten wiederholt, und dagegen verschiedenes heines aus seiner Italiänischen Biographie in einem besondern Briefe zu konzentrieren, was eine ganze Stelle dieser Briefe Erleuterung geben, aber als Anmerkung nicht sühlich unter dem Text gesetzt werden könnte.

ersten 1758, um welche die Häuser Aveiro und Tavora, Nähmen, Ehre und Güter verloren, und einige des vornehmsten, portugiesischen hohen Adels den Tod der ärgsten Verbrecher auf dem Schabot sterben mussten.

Dass der Herzog von Aveiro, und der Marquis von Tavora, das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, entweder persönlich sich an dem Könige vergriffen, oder doch Werkzeuge gebraucht, ihre Rache gegen ihren Monarchen und einige seiner Günstlinge auszuüben, ist außer allen Zweifel, allein die wahre Veranlassung dieses unvollendeten, oder vielleicht nie entworfenen Königmordes lässt sich aus dem damals publicirten Manifest *) und der Verurtheilung der Verschworenen so wenig, als aus den nachher gedruckten Privatmuthmassungen und Meinungen ergründen.

Aus dem vom Hofe publicirten Manifest erhelet, dass der Herzog von Aveiro, mit der Regierung wegen einiger nicht erhaltenen Comunden

den

*) Der Portugiesische Hochverrath und Proces der verurtheilten und hingerichteten Personen, nebst dem Decret des Cardinal Saldanha, First. und Leipzig 1759. 8. Eben dieser Auszug des Proceses der Königmörder steht auch Vita di Marchese di Pombal. T. II. p. 44. 106.

den portugiesischen Ritterorden, und der verhinderten Vermählung seines Sohns des Marquis von Gouveia, mit der Prinzessin von Cadaval, unzufrieden geradesen, und daher mit allen portugiesischen Rittern verächtlich Anschläge gegen die Regierung gefäst hätte. Er hatte sich mit dem ebenfalls misvergnügten Hause Tavora vereinbart, welches vergebens nach dem Herzogstitel strebte, Bantaten gedungen, verschleidene seiner Bedienten und Freunde des Hauses vermocht, einen mörderischen Anschlag auf die Person des Königs zu wagen. Dieser ward auch wirklich den dritten September 1758 ausgeführt. Der Herzog von Aveiro, nebst einigen Personen des Hauses Tavora, und verschiedene Bedienten, überhaupt ist Personen zu Pferde stark, pachten des Königs Kutsche in der Nacht auf dem Wege vorrissabon nach Belém auf. Des Herzogs Gehör versagte, und wieder der Kutscher bei wahrgenommener Gefahr die Maulthiere antrieb, sich und den König in Sicherheit zu bringen, so setzten jenen der Mörder, von welchen einer des Herzogs Bedienter war, der Kutsche in vollem Galopp nach, feuerten auf die Rückwand derselben, und verwundeten den König am rechten Atem, von der Achsel an bis zum Ohr.

Dies ist alles, was der portugiesische Hof von dieser Begebenheit bekannt zu machen für gut befuns

funden, das ganze Verhör und die Aussage der Gefangenen, von denen der Herzog von Aveiro und einige andere durch die Tortur zum Bekennnis gezwungen wurden, ist nie öffentlich erschienen, vielmehr sind nachher auf königlichen Befehl alle weitere Untersuchungen über den Proces des Königsmörders verboten worden. Der Herzog von Aveiro widerrief nachher seine ganze Aussage als ein blos durch die Pein der Folter erpresstes Bekennnis. Außerdem ist die ganze Absicht der Verzschworenen aus der publicirten Sentenz seines Prozes zu errathen, der Plan, den Bruder des Königs Don Pedro auf den Thron zu erheben, unzweifelhaft, und die Sicherheit der Königsmördere nach vollbrachter That, und selbst bei ihrer Verhaftnehmung unerklärlich. Der alte Marquis von Tavora, welcher an dem Tage der Verhaftnehmung seiner sämtlichen Familie, früh Morgens um vier Uhr bei seiner Schwester, der Gräfin von Ribeira war, fuhr auf erhaltenen Nachricht gerade nach Belém, um aus dem Munde seiner Majestät die Veranlassung eines so auffordentlichen Vorfalls zu erfahren, und ward im Schlosse noch vergeblichen Widerstand gefangen genommen. Der Herzog von Aveiro, der wirklich unter den Mördern der Rutsche auslauerte, worin der König verundet ward, dachte so wenig nach dem fehlgeschlagenen Entwurfe auf seine Flucht, daß er während der Krankheit des Königs, bey

bey Hofe erschien, und vom Minister Pombal auf seine Frage die bekannte Antwort erhielt, die er andern Nachrichten zu Folge dem alten Marquis von Tavora gegeben haben soll: Sie kennen die Eifersucht der Königin, sollen wir es bekannt werden lassen, daß der König bey einer nächstlichen Ausschweifung zu Schaden gekommen. Besser wir sagen, er habe sich den Arm durch einen Fall beschädigt *), mag er sich inskünftige in Acht nehmen. **) Auch die Art, wie der Minister die ganze Verschwörung erfahren, bleibt bis diese Stunde ein Räthsel, daher denn auch nicht leicht eine neuere Begebenheit, in mehr Zweifeln, Widersprüchen und Abweichungen von der Wahrheit verhüllt worden. Selbst über den Ort, wo der Angrif auf den König geschah, hat man allerley Varianten. Nach dem Manifest des Hofes ward der König nahe bey einem Kloster Mahmens Calvario auf der Strasse von Lissabon nach Belem angegriffen, und die Kirche, welche als ein Denkmal der königlichen Rettung auf dem Platz erbauet worden, wo nach dem König geschossen ward,

*) Dies ward in den ersten Tagen auch wirklich vom Hofe ausgesprengt. S. Nachrichten von dem portugiesischen Hofe. Erst. und Leipzig 1763, S. 53.

**) Vita di Pombal T. II. p. 14.

wird, steht zwischen dem königlichen Schlosse und Belém.

Freilich wird die Zeit diese Begebenheit wie manche andere der neueren portugiesischen Geschichte völlig aufklären. Allein bis dies geschieht, hat man allen Grund zu glauben, daß Aveiro und seine Helfershelfer auffällig und ganz unabsichtlich den König verwundeten, daß der Angriff auf einen Günstling des Königs, der die Häuser Aveiro und Tavora beleidigt hätte, gemeint war, und daß das Manifest um die Person des Königs zu schonen, nicht alles von der Sache enthalte. Folgende größtentheils aus Pombals oben angeführten Leben gezogene Erzählung wird diese Meinung näher bestätigen.

Der vorige König von Portugal hatte an seinem Kammerdiener Pedro Teixeira, einen sehr vertrauten Günstling, der ihm seine geheimsten Herzensangelegenheiten wusste, und ihn in allen Liebesabenturen zu begleiten pflegte. Joseph der erste war gegen verschiedene Damen von Stände in Lissabon nicht gleichgültig, die er aber wegen seiner eifersüchtigen Gemahlin nur des Nachts, und in der Kutsche seiner Favoriten Teixeira besuchen durfte. Die kurz verstorbene Königin von Portugal trieb ihre Eifersucht so weit, daß auf dem Hoftheater alle Frauenzimmerrollen von jungen Castraten gespielt wurden. Der König, um

den

den Nachforschungen seiner Gemalin zu entgehen, verfügte sich selten vor vier Uhr des Morgens zu Bett, weil, wie er vorgab, er mit seinem Minister im Cabinet arbeiten müste, wirklich aber, wenn Pombal allein bis am Morgen beschäftigt war, unbekant, und nur vom Teixeira begleitet, seine nachtlichen Besuche ablegte. Die Gunst des Königs mache den Favoriten stolz, daß er auch den vornehmsten Herren des Hofes verächtlich begegne. Der Herzog von Aveiro war königlicher Oberhofmeister, folglich standen alle Hofbedienten und also auch Teixeira unter ihm. Eines Tages befahl der Herzog ihm etwas zu thun, dessen Teixeira sich weigerte. Der von Natur stolze und eitile Herzog konnte gar keinen Widerspruch ertragen, und befahl ihm mit drohender gebieterischer Stimme unverzüglich Gehorsam zu leisten. Teixeira aber eben so über den Oberhofmeister aufgebracht, antwortete noch dreister, er thäte es nicht. Worauf der Herzog mit vieler Heftigkeit austief: Richterwürdiger, ich weis die Ursache wol, warum du mir so unverschämt antwortest. Ja sagte Teixeira, weil ich die Ehre habe, in Diensten Sr. Majestät, und in Diensten der Herzogin, und der Tochter Ew. Exellenz zu stehen. Wirklich hatte der König einige Neigung für beide; der Herzog soll es auch gewußt und die Tochter ihres Vater eimmahl ein Billet vom König gezeigt.

zeigt haben, der ihr aber unterfragte; davon mit irgend jemand zu reden. Diese Antwort setzte den Herzog in die äusserste Wut, er wolte schon den Teixeira mit seinem Degen durchboren, unterliess es aber aus Furcht den Burgfrieden zu verlegen und gieng mit den Worten weg: Gut für dich Nichtswürdiger, daß der Pallast wo wir jetzt sind dich schützt, aber ich schwöre dir's, daß du es bezahlen sollst. Von dieser Zeit an suchte der bekleidigte Herzog sich an den Teixeira zu rächen, und ihn irgendwo des Rechts aus dem Wege zu schaffen. Der König pflegte nicht gerade alle Nacht incognito, und unbemerkt von der Garde und den Hofbedienten, auszufahren, vorzüglich damals wie der Angrif geschahe. Weil der Hof damals tiefe Trauer, wegen Absterben der Königin von Spanien, des Königs Schwester auf zehn Tage ausgelegt hatte, und nach dem Hofceremoniel die königliche Familie sich in dieser Zeit nicht sehen liess, stellte der König seine nächtlichen Lustfahrten ein. In der Nacht aber vom dritten September beschloss er, einen Besuch bey der jungen Marquisin Johanna von Tavora abzulegen, welche mit Ludwig Grafen von Albor, einem Sohne des Marquis Franz Aßis von Tavora, vermählt war, und lange schon mit dem Könige einen vertrauten Umgang hatte, wovon aber nur Pombal, Teixeira und ein anderer Kammerdiener etwas wussten und wissend

Konz

konten. Ihr Gemahl so wie ihre ganze Familie waren sehr eifersüchtig hierüber, so daß sie auch heimlich die junge Marquisin aus dem Wege zu räumen Entwürfe machten. Nach andern Nachrichten soll Tereira sogar mit ihrem Gemahl den Grafen von Albor in Wortwechsel gerathen seyn (wenn nicht etwa die erwähnte Zwistigkeit mit dem Herzoge von Aveiro mit dieser verwechselt worden): und ihn einen Hörnerträger (Cornu) genannt haben, eine der größten Beleidigungen*) in Portugal, vorzüglich gegen Personen von so hohem Range, welche nur mit dem Blute des Beleidigers geahndet wird. Von dieser Zeit an suchte das Haus Lavora sich ebenfalls an den Tereira zu rächen, und der Herzog von Aveiro, den diese Familie anfänglich in Verdacht hatte, als ob er die erste Veranlassung der geheimen Zusammenkünste des Königs und der jungen Marquisin gewesen, soll diese sogar haben aus dem Wege räumen.

§ 2

*) Daher suchen die Portugiesen, um keinen eifersüchtigen Ehemann zufällig zu beleidigen, das Wort Horn und alle Anspielungen darauf in meinen Unterredungen möglichst zu vermeiden, und haben allerley Redensarten erfunden, erstes res Wort zu ersetzen, unter denen Schildspatt von Alentejo sehr gewöhnlich ist, weil in dieser Provinz die Schaatszucht vorzüglich getrieben wird.

nien wollen. Wirklich ward in der Nacht, wie der Angrif geschah, die Kammerfrau der jungen Marquise vermisst, und ihren Körper fand man hernach mit abgeschnittenen Haupte am andern Ende der Stadt in einen Winkel versteckt. (S. Nachrichten vom portugiesischen Hof S. 60.) So erregte des Königs Günstling Tereira durch seinen Stolz und unbedachtsame Hizel den Hof beider Familien, und weil er gemeinlich den König auf seinen nächtlichen Fahrten zu begleitete, so hatte das Haus Tavora noch eine Ursache mehr, sich mit dem Herzog von Alveiro gegen ihn zu verbinden. Der König fuhr gerade in der Nacht vom dritten September in Tereiras Kutsche, und wie er von der Marquise zurückkehrte, geschah der Angrif auf selbige und mutmasslich in keiner andern Absicht, als den Tereira zu erlegen; und der König ward zufällig verwundet. Diese Gegebenheit, welche jedermann in Schrecken und Verwunderung setzte, ward wirklich von Hofe aus eine Zeitlang verheimlicht, und erst den dreizehnten December wurden die Staatsverbrecher eingezogen, nachdem der Hof vorher den neunten desselben Monats in einem öffentlichen Manifest den Angrif mit allen Nebenumständen hatte bekant machen lassen.

Den

Bei der nachherigen Verhaftnehmung und dem Proceß der Verschwörten ergeben einige Umstände, vorzüglich die Behandlung der jungen Marquisin, im Vergleich der andern gefangenen, aber nicht mit verurtheilten Verwandten, daß der vertraute Umgang des Königs mit derselben kein blosses fliegendes Gerüchte war. Alle andere, die Gemahlin des Herzogs von Aveiro, die Kinder des Grafen von Altouglia, wurden in Kloster gesteckt, enge verwahrt und schlecht gehalten, die junge Marquisin hingegen genoß im Kloster Santos alle Freiheit, und der Hof bewilligte für ihren Unterhalt monatlich dreißig Lisboninen oder Moedor, welches nach Deutschen Gelde etwa zweihundert und fünf und zwanzig Reichsthaler betragen mag. Die andern Nebenumstände dieser Verschwörung, und die Bestrafung der Schuldigen sind so bekant, und in so vielen Büchern beschrieben, daß ich sie hier nicht wiederholen darf. Doch eine Anekdote will ich noch aus dem angeführten Leben, Pombals, entlehnen, weil ich sie sonst nirgends gefunden habe. Der Minister ließ die Schuldigen in aller Frühe und die alte Marquisin Tavora zuerst hinrichten, weil er wußte, daß die Königin, und damalige Prinzessin von Brasilien sich Mühe gaben, das Todesurtheil abzuwenden. Sie hatten auch wirklich vom Könige Pará von für sie erhalten, wie aber dieser ankam, war sie

sie schon enthauptet. Aus den damaligen Be-
richten ist bekant, daß alle die den Familien-
nahmen Aveiro und Tavora führten, diesen able-
gen und verändern musten, und sogar ein kleiner
Fluß, der durch die Güter des Hauses Tavora
strömte und diesen Nahmen führte, mußte ihn in
Rio morto, den Todtenfluß verändern.

Nenes

Neueste
Nachrichten über Brasilien,
aus des
Abbé Raynal
verbesserten Ausgabe
der
Geschichte der Europäer in beiden Indien
übersetzt.

Brasilien ist ein ungeheures Land, das der Amazonenfluß gegen Norden, der Plata gegen Süden, das Meer gegen Osten begrenzt, und gegen Westen eine Menge unbekannter und von keinem Erdbeschreiber verzeichneten Sumpfe, Seen, Ströme, Flüsse und Berge von den Spanischen Besitzungen trennen.

Hätte Columbus 1499. bei seiner Ankunft in den Mündungen des Orinoco seine Fahrt weiter nach Süden fortgesetzt, so würde er unfehlbar Brasilien entdeckt haben. Er wollte aber lieber nach Nordosten segeln, um sich nicht zu weit von St. Domingo zu entfernen, dem einzigen sicheren Wohnplatz, den die Spanier damals in der neuen Welt hatten.

Ein glückliches Ohngefähr verschaffte im folgenden Jahre dem Pedro Alvarez Cabral die Ehre dieser Entdeckung. Warum ist dies doch der Fall mit beinahe allen Entdeckungen? und warum hat der Zufall immer mehr Theil daran als der Verstand? Es röhrt vielleicht daher, weil der Zufall ohne Unterlaß geschäftig ist, unterdessen daß

daß der Geist aus Trägheit ruhet, aus Unbeständigkeit am Gegenstand oft verändert, aus Mündigkeit oder Ueberdruck schlummert, und aus unzähligen moralischen oder physikalischen geheimen oder bekannten Ursachen unthätig gemacht wird. Wir haben also dem Zufall, oder diesem Ameisenhaufen unzähliger Menschen die mehresten Entdeckungen zu danken, welche in unaufhörlicher Bewegung ihre Blicke auf alle sie umgebende Gegenstände richten, sehr oft ohne die mindeste Absicht sich zu unterrichten oder Entdeckungen zu machen.

Um die Windstille auf der Afrikanischen Küste zu vermeiden, seegelte Cabral so weit in die offene See, daß er zulegt gegen Westen ein unbekanntes Land vor sich erblickte. Der Sturm zwang ihn, dort eine Zuflucht zu suchen. Er ankerte an der Küste im 15ten Grad südlicher Breite, und an einem Ort, den er Porto Seguro nannte. Er nahm von dem Lande Besitz, ohne eine förmliche Niederlassung zu rückszulassen, und gab ihm die Benennung des heiligen Kreuzes, die man nachher in Brasilien veränderte, weil das sogenannte Holz das kostbarste Product des Landes für die Europäer war, die es zum Färben gebrauchten. *)

Da

*) Dies Färbeholz ist nicht in Brasilien allein einheimisch, man fand es bey den ersten Schiffen

1. 16

Da man dieses Land auf der Fahrt nach Indien entdeckt hatte, und es sogar für einen Theil desselben hieß, gab man ihm denselben Namen, welches die Spanier ebenfalls bey dem Lande, das sie vorher entdeckten, gethan hatten. Beide unter-

sarten der Portugiesen, nach Perufs Bericht, S. 137. auf den westafricantschen Küsten, und den nahe belegenen Inseln, und noch holten die englischen Guinea-fahrer von dort her ein Hölz beholt, das sie Camwood nennen. Der Name und Gebrauch dieses Holzes war auch den Europäern lange vor Cabral's Schiffart bekannt, und daher konnte dies Hölz beholt den ersten Namen des Landes Santa Cruz in Brasilien leicht verändern. Im Mittelalter erhielt man das Holz, das Urkunden des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts Brisillum, Brisolium, Brisacum nennen, (v. Carpentier Glossarium) aus dem Orient. Der Florentiner Franz Valducci Pegoletti nennt es häufig unter den ostindischen Waaren, und Abufeda, der um 1301. schrieb, bemerkte unter den östlichen Eilanden, die Insel Lameri, quae est matrix ligni Brasilli, et cannae Indicae. v. Buschings Magazin, 4ter Th. S. 298. Andre alte arabische Schriftsteller, unter denen der Scherif Al Edrist ist, kennen dies Holz ebenfalls, aber unter dem Namen Andam, Shiyan, Bacam, und beschreiben drey Gattungen, davon eine aus China kam, eine aus der Insel Lameri, und die dritte aus dem Lande Caulem oder Cautem. v. Hyde ad Ps. ritol. p. 138.

terschieden diese Gegenden nur durch den Zusamen des westlichen Indiens. Diese Benennung hat sich nachher über die ganze neue Welt ausgebreitet, und die Amerikaner sind seitdem sehr uneigentlich Indier genannt worden.

So haben Namen der Dörfer und andrer Gegenstände, die Unwissende durch einen Zufall ihnen beigelegt haben, von jeher die Philosophen verwirrt, die ihren Grund in der Natur selbst haben suchen wollen, und nicht in blosen Nebenumständen, oder sogar in solchen, die den physikalischen Eigenschaften des bezeichneten Gegenstands des ganz fremd sind. Nichts kann sonderbarer seyn, als Europa in Amerika, in den Mahmen und der Gestalt unsrer Städte, und in unsren Gesetzen, Sitten und der Religion versezt, und wiederhervorgebracht zu sehen. Früher oder später wird, aber das Elima seine Rechte wieder behaupten, und den Dingen ihre gehörige Ordnung und ihre natürlichen Namen wieder geben, allenfalls mit densjenigen Spuren, welche eine grosse Revolution immer nach sich lässt. Wer weiß ob in drey oder viertausend Jahren die jetzige Geschichte von Amerika nicht eben so verwirrt und unerklärlich für seine Bewohner seyn wird, als es jetzt für uns die europäische Geschichte von den Zeiten ist, die vor der römischen Republik herglangen? So sind die Menschen nebst ihren Kentnissen

nissen und Vermuthungen, sowohl in Abicht auf das Vergangene als auf die Zukunft ein Spiel der Gesetze und der Bewegung des Ganzen der Natur, die ihren Lauf fortsetzt, ohne Rücksicht auf unsre Projekte und Gedanken, vielleicht nicht einmal auf unser vergängliches Daseyn zu nehmen.

2.

Von den ersten Bewohnern, die Brasillen von den Portugiesen erhielt.

Nichts beweiset diese grosse Wahrheit besser, als die unbesonnene Veränderlichkeit menschlicher Maasregeln in ihren wichtigsten Unternehmungen, die Blindheit in ihren Untersuchungen, und noch mehr der Gebrauch, den sie gewöhnlich von ihren Entdeckungen machen. So bald die Portugiesen die Häfen, Bayen, Flüsse und Küsten von Brasillen untersucht hatten, und gewiß zu seyn glaubten, daß es dort weder Gold noch Silber gäbe, verachteten sie das Land so sehr, daß sie blos Mannspersonen hinschickten, die die Gesetze gebrandmarkt hatten, und Weiber, die durch ihre Ausschweifungen zu Grunde gerichtet waren. *)

*) Auf gleiche Art wurden fast alle entdeckten Nebenkänder der Europäer bevölkert. Wie Colón zum zweytenmale nach Amerika giebt, wurd den die spanischen Gefängnisse geöffnet, und eine

Alle Jahre seegelten zwey Schiffe von Portugal ab, die alle Hōsewichter des Kōnigreichs nach der neuen Welt brachten, und Papcgehen und Holz zum Färben und Einlegen zurück nahmen. Man wollte noch den Ingwer hinzufügen, er wārd aber bald verboten, weil man besorgte, diese Ware möchte dem Handel in Ostindien nachtheilig seyn.

Asien

Menge Misschäfer und Taugenichtse bey dieser Gelegenheit aus dem Lande geschafft. Der Carsdinal Richelieu brauchte Canada, wie Rusland noch bis auf den heutigen Tag Sibirien und Kamtschaka, und ein grosser Theil der heutigen Einwohner stammt von solchen Vorfahren her, denen selbst in diesem Jahrhundert Canada durch Lettres de Cachet zum lebenslangen oder vieljährigen Aufenthalt angewiesen ward. (Pouchot mémorials sur la guerre de 1755. p. 291.) Das weiland englische Nordamerica hat seine ersten Einwohner auf gleiche Art erhalten. Jacob der erste befahl schon 1619, ausschweifende und lasterschaffende Personen nach Virginien zu schicken, um dorten als Knechte zu arbeiten. Cromwel schickte nach der Schlacht bey Dunbar 1650, die gesangenen Schotten nach Massachuset, um dorten für ihre Leichtgläubigkeit zu büßen, und jedermann wusst, daß bis 1774, in England alle Wettebrechen, worauf in Deutschland Buchhaus und Karre steh, mit der Transportation nach Amerika bestraft wurden.

1) S. oben S. 4, die Note.

Asien beschäftigte damals jedermann, es war der Weg, auf dem man Ansehen, Glück und Ruhm erlangen konnte. Die glänzenden Thaten, welche die Portugiesen dort ausführten, die Reichthümer, die sie von daher zurückbrachten, gaben ihnen in allen Theilen der Welt eine Ueberlegenheit, die jeder Privatmann mit ihnen zu theilen wünschte. Der Enthusiasmus war allgemein. Niemand kam freywillig nach Amerika. Aber man fieng doch an, die Verbrecher, die man ansfänglich dahin verbannt hatte, mit den Unglücklichen zu vermehren, welche die Inquisition verweisen wollte.

Es giebt keinen Nationalhaß, welcher eingeschwürzter und geschäftiger wäre, als den die Portugiesen immer gegen die Spanier gehabt haben. Dieser Haß, welcher so alt ist, daß man den Ursprung desselben nicht mehr kennt, und so tief gedreuzt, daß man schwerlich sein Ende absehen kann, verhindert sie dennoch nicht, zuweilen Grundsätze eines freundschäftlichen Nachbarn anzunehmen, wenn ihnen gleich ihre Macht immer eben so furchtbar als ihre Sitten verhaft blieben. Entweder aus Aehnlichkeit des Climas und Charakters, oder aus Gleichheit der Umstände haben sie einander in den nachtheiligsten, fehlerhaftesten und schlechtesten Einrichtungen nachgeahmt. Unter diesen ist gewiß die Inquisition die furchterlichste, die sie wählen konnten.

Dies

Dieses Blutgericht, welches 1482. durch eine Mischung von Politik und Fanatismus unter der Regierung Ferdinands und Isabellens in Spanien errichtet ward, verbreitete, sobald Johann der Dritte es in Portugal einführte, Schrecken unter alle Familien. Um die Gewalt dieses Tribunals zuerst zu gründen, und nachher zu unterhalten, mussten ihm jährlich fünf bis sechshundert Elende geopfert werden, wovon immer eine ziemliche Anzahl verbrannt ward, und die übrigen nach Afrika oder Brasilien verwiesen wurden. Es grif diejenigen mit der grössten Wuth an, welche im Verdacht der Knabenschänderey waren; das war ein ganz neues Verbrechen im Staate, welches aber in einem heißen Clima, wo das unehlige Leben so gewöhnlich ist, leicht überhandnehmen kann. Es verfolgte die Zauberer, die in diesen Zeiten der Unwissenheit eben so furchtbar, als zahlreich durch den Aberglauben und die Barbaren von ganz Europa geworden waren; die Mahometaner, die seit dem Verlust der Oberherrschaft sehr abgenommen hatten, und vornehmlich die Juden, die durch ihre Reichthümer verdächtig wurden.

Es ist bekannt, daß wie diese Nation lange in einem kleinen elenden Winkel der Erde eingeschlossen, von den Römern zerstreut wurde, viele Glieder derselben nach Portugal flüchteten. Es ver-

vermehrten sich daselbst, nachdem die Araber Spanien erobert hatten, und genossen alle Rechte der Bürger, und nur da dies Land seine Unabhängigkeit wieder erhielt, wurden sie von den Bedienern ausgeschlossen. Diese angehende Unterdrückung verhinderte doch nicht, daß sich zwanzig tausend Judenfamilien dahin begaben, als die Katholischen Könige nach der Eroberung von Granada sie verurtheilten, ihrem Gottesdienst zu entsagen oder Spanien zu räumen. Jede Familie bezahlte den Schutz, den sie in Portugal genoß, mit zwanzig Livres. Der Übergläuben bewaffnete bald Johann den dritten gegen diese unterdrückte Nation. Dieser Prinz erpreßte von ihnen zwanzig tausend Thaler *), und machte sie nachher zu wirklichen Sklaven. Um 1496. verbannete Emanuel diejenigen, die sich weigerten Christen zu werden; den übrigen aber gab er die Freyheit wieder, die sich segleich des Handels nach Asien bemächtigten, dessen Quellen damals eröffnet wurden.

*) Es steht unter den portugiesischen Schriftstellern über die Summen dieses Schutzgeldes, und was jeder von diesen hebräischen Flüchtlingen für seinen Kopf entrichten müste, mancherley Varianten. Ferreras, der diese Gegebenheit sehr umständlich behandelt, sagt, jeder habe einen Ersatz bezahlen müssen, und daß sich 83000 von ihnen nach Portugal wandten.

den. Das Inquisitionsgericht verminderte zwar 1548. ihre Thätigkeit, und die Einziehung der Güter, welche sich dieses verhaftete Gericht erlaubte, nebst den Auflagen, die ihnen die Regierung von Zeit zu Zeit abzwang, vermehrten das Misstrauen. Sie hofften daß ihnen eine Summe von 250000 Livres, die sie seinem Enkel Sebastian zu dem tollen Zuge nach Afrika gegeben hatten, einige Ruhe verschaffen würde. Zum Unglücke für sie hatte dieser unbesonnene Monarch ein tragisches Ende. Philipp der zweite, welcher bald nachher seine Herrschaft über Portugal erstreckte, verordnete, daß diejenigen seiner Unterthanen, die von einem Juden oder Mauren abstammten, weder in den geistlichen Stand treten, noch eine bürgerliche Bedienung erlangen könnten.

Dies Brandmal, welches man allen neuen Christen auf die Stirne drückte, machte den Reichsten einen Aufenthalt verhaft, wo sie ihr Vermögen nicht gegen Kränkungen schützen konnte. Sie brachten also ihre Schäze nach Bourdeaur, Antwerpen, Hamburg und anderswohin außer Portugal. Diese Auswanderung veranlaßte eine grosse Revolution, und verbreitete die Industrie, deren Mittelpunkt Spanien und Portugal bis dahin gewesen waren, in verschiedene Länder, und entzog zu gleicher Zeit diesen beiden Reichen die Vortheile, welche das eine aus Ost- und das andre aus Westindien schöpfte.

Ver

Vor diesen letztern Epochen wurden die Juden, welche die Inquisition unaufhörlich verfolgte, häufig nach Brasilien verbannt. Obgleich diese unersättlichen Blutigel sie ihres Vermögens beraubten, gelang es ihnen doch, einige Art von Cultur dort einzuführen. *) Dieser gute Anfang bewies dem Hofe zu Lissabon, daß eine Colonie ihrem Mutterstaate auch ohne Metalle nützlich seyn könnte. Von 1525. an hörte man auf, diese ungeheuren Besitzungen, welche der Zufall in ihre Hände gebracht hatte, so gering als zuvor, zu schätzen, und als einen verächtlichen Ort anzusehen, wo alle Unreinigkeiten des Königreichs zusammengehäuft wurden.

3.

Der Hof von Lissabon vertheilt Brasilien unter verschiedene Herren von Stande.

Die Gesinnungen des Ministeriums wurden bald von der ganzen Nation angenommen. Vor-

z 2 nehm-

*) Dies geschah zufällig auf folgende Art. Von den verbannten Juden wurden auch viele nach den aſricanischen Besitzungen der Portugiesen verbannt, nach St. Thome und andern Inſeln, wo die Portugiesen mit ihrer Herrſchaft Zuckerbau einführten, und Negerslaven zu diesen Arbeiten brauchten, von hier wurde dies vortheilhaftes

nehmlich wurden die Großen des Reichs dadurch belebt. Die Regierung gestattete von Zeit zu Zeit allen unter ihnen, die darum anhielten, die Freiheit, eine Strecke von funfzig bis sechzig französischen Seemeilen auf der Küste zu erobern, nebst einer unbegrenzten Erweiterung in das Innere des Landes.*). Ihre Freiheiten gaben ihnen Gewalt, die überwundenen Völker nach Guttüren zu behandeln. Sie konnten die erlangten Länder an jedermann verpachten, der sie benutzen wollte, welches auch die mehren thaten, doch nur auf drey Monathen, und vermittelst eines gewissen Grundzinses. Diese grossen Eigenthümer

ge-

Geschäft leicht nach Brasiliens verpflanzt, weil durch die Schiffarten Africa und die neue Welt in einem beständigen Verkehr waren.

*). So gehörte die Insel Itamaraca, imgleichen die Hauptmanschaft San Vincente, dem Grafen von Monsanto, Fernambuco der Familie Albuquerque, die Hauptmanschaft Isleos nebst Paes zu Seguro, dem Hosen, wo Cabral zuerst landete, und Santa Cruz, wo sich die ersten Dörfer niederliessen, als ein Marquisat, dem Hause Aveiro. Unter der vorigen Regierung wurden 1753. alle diese Herrschaften in Brasiliens so wie in den andern portugiesischen Nebenländern mit der Krone wieder vereinigt, und der Hof gab den Eigenthümern dafür Pensionen, Commenden und Ehrentitel v. Vita di Marchese di Pombal. T. I. p. 38.

genossen alle Rechte der Souverainität; ausgenommen das Recht über Leben und Tod, das Münzrecht und den Zehnten der Producte, welche sich die Krone vorbehieilt. Man verlor dieses nützliche und ansehnliche Lehn nur, wenn man vernachlässigte es zu bebauen, es ohne Schutz ließ, keinen männlichen Erben hatte, oder sich eines grossen Verbrechens schuldig machte.

Diejenigen, welche diese Provinzen erhalten hatten, schmiedelten sich, sie ohne grosse Kosten, und ohne grosse Gefahr ihrer dortigen Stellvertreter in Besitz nehmen zu können; und gründeten diese grosse Hoffnung vornehmlich auf die Unthätigkeit der kleinen Völkerschaften, die sie bezwingen mussten.

4.

Charakter und Gebräuche der Völker, die man der portugiesischen Herrschaft unterwerfen wollte.

Der Mensch ist unstrittig für die Gesellschaft geschaffen. Seine Bedürfnisse und seine Schwachheit beweisen es hinlänglich. Aber Gesellschaften von zwanzig bis dreißig Millionen Menschen, Städte die vier bis fünfhundert tausend Seelen enthalten, sind Misgeburten in der Natur. Sie bildet dergleichen nicht. Sie ist im Gegentheil be-

beständig beschäftiget, sie zu zerstören.²¹ Sie können nur durch eine unaufhörliche Vorsicht, und eine beständige Anstrengung erhalten werden, und würden bald zerfallen, wenn nicht ein grosser Theil dieser unzähligen Menge beständig auf ihre Erhaltung bedacht wäre. Die Luft ist dort vergiftet, das Wasser verdorben, das Land weit umher erschöpft; die Dauer des Lebens wird dort abgekürzt; die Annehmlichkeiten des Ueberflusses werden selten genossen und der Mangel ist dort aufs äusserste getrieben. Sie sind die Quelle aller ansteckenden Seuchen, und der Aufenthalt des Kastens und jüngeloser Sitten. Diese unnatürliche Bevölkerung ist in Friedenszeiten der Gährung und Fäulniß unterworfen, und wird ihr durch den Krieg eine lebhafte Bewegung gegeben, so ist die Erschütterung furchterlich.

Die natürlichen Gesellschaften sind niemals zahlreich. Sie bestehen durch sich selbst. Man erwartet da nicht eine unbequeme Vermehrung der Bevölkerung, um sie zu zertheilen. Jede kleine Gesellschaft lässt sich in einer gehörigen Entfernung nieder. Dies war vormals der Zustand aller alten Völker, und so war es auch in der neuen Welt. Man fand Brasilien in lauter kleine Völkerschaften getheilt, einige in den Wäldern versteckt, andere in den Ebenen oder an den Ufern der Flüsse wohnhaft, einige waren ansässig, die

meh-

nachresten herumwandernd; und heinähe alle ohne Gemeinschaft untereinander. Diejenigen welche nicht beständig mit einander kriegten, waren doch durch erblichen Hass getrennt. Einige nähten sich mit der Fischerey und Jagd, andre vom Ackerbau. So viel Verschiedenheit in der Mahzung und Lebensart, musste nothwendig viel Verschiedenheit in den Sitten und Gebräuchen hervorbringen.

Die Brasilier waren grösstentheils von der Grösse der Europäer, nur weniger stark. Sie waren weniger Krankheiten unterworfen, und lebten sehr lange. Alle Kleidung war ihnen unbekannt. Ihre Weiber hatten sehr lange Haare, die Männer hingegen trugen sie ganz kurz; die Weiber trugen Armbänder von Knochen, die von einer blühenden Weisse waren, und die Männer hatten Halsbänder davon; die Weiber bemalten sich das Gesicht, die Männer hingegen den Leib. *)

Jede

*) Eine den alten Brasiliern eigene Manier sich zu schmücken, oder ihr Gesicht auf eben die Art zu verstellen, wie die Aleuten und Bewohner der Fuchsinseln thun, ist von wenigen Beschreibern dieses Landes bemerkt worden, wegen ihrer Sonderbarkeit aber doch hier anzuführen. Hans von Staden, ein Deutscher, der lange in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in Brasilien eine Zeitlang Gefangener der Wilden war, und

Jede Völkerschaft dieses grossen Continents hatte seine eigene Sprache. Unter diesen aber hatte keine einzige, Worte, die abstrakte oder allgemeine Begriffe ausdrückten. Diese Armut der Sprache, die alle amerikanische Völker mit einander gemein hatten, beweist den geringen Fortgang des menschlichen Geistes in diesen Genden, und die Ahnlichkeit der Worte der einen Sprache mit der andern, zeigt, wie häufig die wechselseitigen Wanderungen dieser Wilden gewesen waren.

Die Nahrung der Brasiliere war sehr einfach. In Gegendem, wo es keine zahme Thiere gab, nährte man sich am Ufer des Meeres von Muscheln,

und ihre Sitten und Gebrüche umständlich beschreib, zeigt, daß die Brasiliere ihr Geschlecht eben so durch eingesetzte Steine verzerrten, wie die Aleuten mit Knochen. Sie machten in den Unterlippen ein groß Loch, darin steckten sie einen länglichen grünen Stein, der durch sein Gewicht die Lippen herunter zog, und über den Kinn einige Zoll hing. Ebenfalls trugen sie in jeden Backen dergleichen Steine, welche so gesetzt waren, daß sie nicht herausfallen können. Stadens Abbildung eines Brasiliers, verglichen mit dem Aleutischen Toigon, vor Cooks letzter Seereise, beweist diese Uebereinstimmung, die Herr Palas in seinen nordischen Beyträgen S. 309. zu bezeugen scheint, noch genauer.

scheln, an den Flüssen von Fischen, und in den Wäldern vom Wilde. Die Lücken, welche sehr oft durch so unsichere und nicht zu allen Jahreszeiten gleich zu habende Hülfsmittel blieben, füllte man durch die Cassava und andre Wurzeln aus. *)

Diese Völker liebten den Tanz sehr, ihre Gesänge bestanden nur aus einem fortgesetzten Tone, ohne alle Abwechslung. Der Inhalt derselben war beinahe immer die Liebe oder ihre kriegerischen Thaten. In policierten Staaten sind der Tanz und die Musik zwey Künste. Aber in den Wäldern sind sie beinahe natürliche Zeichen der Eintracht, der Freundschaft, der Zärtlichkeit und des Vergnügens. Wir können unter dem Lehrmeister unsre Stimme und unsre Glieder tactmässig bewegen, Der Wilde hat keinen andern Lehrmeister als die Leidenschaft, sein Herz und die Natur. Was er empfindet geben wir vor zu empfinden. Daher ist der Wilde auch immer glücklich, wenn er freiwillig tanzt oder singt.

Die persönliche Ruhe des Brasiliers wurde nie durch die Schrecken eines zukünftigen Lebens, von

*) Das Cassavamehl nennen die Portugiesen dosen Farinha de Pao, oder Holzmehl, und es ward schon im vorigen Jahrhundert mit andern Landeswaaren nach Angola ausgeführt.

von dem er keinen Begrif hatte, gesidet; ihre kleinen Gesellschaften aber wurden zuweilen durch Wahrsager beunruhiget. die ihre Leichtgläubigkeit überraschten. Von Zeit zu Zeit brachte man diese Betrüger um, welches der Sucht zu Betrügen einigen Einhalt that.

Die Begriffe von Abhängigkeit und Unterwerfung, die unter uns vornehmlich von der Kenntniß eines schöpferischen Wesens herstammen, waren zu diesen Völkern noch nicht gelangt. Diese Blindheit, und ihre Unwissenheit in Absicht auf das, was eine vernünftig geordnete Gesellschaft ausmacht, hatte alle Begriffe von Regierung aus ihren Wäldern entfernt. Niemals war es ihnen eingefallen, daß irgend ein Mensch ein Recht haben, oder sich anmassen könnte, über andre Menschen zu herrschen.

Die Brasilier bezeugten; so wie die mehresten wilden Völker, keine Art von Zuneigung gegen ihren Geburtsort. Die Liebe fürs Vaterland, welche in gesitteten Staaten eine herrschende Neigung ist, welche unter einer guten Regierung zum Fanatismus wird, und unter einer schlechten zur Gewohnheit übergeht; sie, die jeder Nation Jahrhunderte lang ihren Charakter, ihre Gebräuche, und ihren Geschmack erhält; diese Liebe ist nur eine erkünstelte Empfindung, die ihren Ursprung in der Gesellschaft hat, und in dem Zustand

stande der Natur unbekannt ist. Das sittliche Leben des Wilden ist dem des gesellschaftlichen Menschen ganz entgegengesetzt. Letzterer genießt die Wohlthaten der Natur nur in seiner Kindheit. In dem Maße, wie sich seine Kräfte und seine Vernunft entwickeln, verliert er das gegenwärtige aus den Augen, um sich blos mit dem Zukünftigen zu beschäftigen. Und so verfließt das Alter der Leidenschaften und des Vergnügens, die heilige Zeit, welche die Natur zum Genuss bestimmte, in eitlen Nachdenken und Bitterkeit. Das Herz versagt sich was es wünscht, wirft sich dasjenige vor, was es sich erlaubt hat, gleichen Qualen durch den Genuss, oder die Entziehung der Güter, die ihm Vergnügen gewähren, ausgesetzt. Indem der Mensch unaufhörlich die Freiheit bereut, die er beständig aufgeopfert hat, blickt er seufzend auf seine ersten Jahre zurück, in denen eine stete Abwechselung von neuen Gegenständen eine fortdauernde Hoffnung und Neugierde in ihm unterhielt. Er erinnert sich gerührt an den Ort, wo er seine Kindheit durchlebt hat. Das Andenken an seine unschuldigen Vergnügen verschönert immer die Vorstellung seines Geburtsorts, und erhält ihn oder führt ihn zurück in sein Vaterland. Unterdessen daß der Wilde, welcher zu jeder Zeit seines Lebens die Güter und Vergnügen genießt, ohne sie der Hoffnung eines weniger mähsamen Alters aufzuopfern, an allen

Orten

Deten die Gegenstände findet, die seinen Wünschen entsprechen; er fühlt, daß die Quelle seines Vergnügens in ihm selbst, und sein Vaterland allenthalben ist.

Obgleich die Ruhe der Brasiliere nicht auf Gesetze gegründet war, so waren doch Uneinigkeiten in ihren kleinen Gesellschaften äußerst selten. Wenn die Trunkenheit oder ein unglücklicher Zufall einen Zwist hervorbrachte, in dem einer umkam, ward der Mörder den Verwandten des Erschlagenen ausgeliefert, die ihn sogleich ohne Bedenken ihrer Rache opferten. Die beiden Familien versammelten sich sodann, und versöhnten sich bey einem lärmenden Gastmahl.

Ein jeder Brasiliere nahm so viel Weiber als er wollte, oder bekommen konnte, und verstieß sie, wenn er ihrer überdrückig wurde. Diejenigen, welche die Treue, die sie geschworen hatten, brachen, wurden gewöhnlich mit dem Tode bestraft, und man belachte den Mann nicht, den sie hintergangen hatten. Die Mütter hüteten das Bette nur ein oder zwey Tage nach der Entbindung, und nahmen dann ohne Gefahr ihre gewöhnlichen Verrichtungen vor, indem sie das Kind in einer haumwollenen Schärpe am Halse bevestigt trugen. Gewöhnlich sind die Folgen der Geburten unter den Wilden weit weniger gefährlich als unter civilisierten Nationen; indem die ersten

steren ihre Kinder alle selbst nähren, und durch die Trägheit der Männer zu einer sehr mühsamen Lebensart gezwungen werden, welches die monatliche Reinigung sehr schwächt, und die ausführenden Gefäße dieses überflüssigen Blutes viel enger macht. Eine lange Ruhe nach der Geburt anstatt ihnen nothwendig zu seyn, würde ihnen eben so schädlich werden, als den Frauenspersonen von geringen Stände unter uns. Dieser Umstand ist nicht der einzige, bey welchem man bemerkt, daß sich die Vortheile der verschiedenen Stände die Waage halten. Wir fühlen den Mangel der Bewegung, und gehen auf das Land um gesund zu werden. Unsre Weiber fangen an den Mahmen der Mütter zu verdienen, indem sie ihre Kinder selbst stillen. Diese Kinder werden von den Fesseln der Windeln befreit. Was bedeuten diese Neuerungen anders, als daß sich der Mensch nicht unbesonnener Weise von den Gesetzen der Natur entfernen kann, ohne seinem Glücke dadurch zu schaden. In allen zukünftigen Jahrhunderten wird sich der Wilde Schritt vor Schritt dem gesitteten Zustande nähern, und der civilisierte Mensch wird zu seinem natürlichen Stande zurückkehren; woraus der Philosoph schließt, daß in dem Raum, der sie trennt, ein Punct vorhanden ist, wo die irrdische Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts anfängt. Aber wer soll diesen Punct bestimmen, und wenn er

bes

bestimmt wäre, welche Gewalt würde hinreichend seyn, den Menschen dort hinzulenken und zu bestigen?

Reisende wurden in Brasilien mit grosser Achtung aufgenommen. Sie sahen sich von Weibern umringt, die ihnen die Füße waschen, und mit den gefälligsten Reden überhäussten. Nichts wurde versäumt um sie gut zu bewirthen. Aber nichts war eine unverzeihlichere Beleidigung, als eine Familie, wo man gut aufgenommen worden war, zu verlassen, um in eine andere zu gehn, wo man eine angenehmere Bewirthung hoffen konnte. Diese Gastfreiheit ist ein sicheres Zeichen der Neigung und der Bestimmung des Menschen zum gesellschaftlichen Leben.

In den ersten Zeiten war die Gastfreiheit aus dem Mitleiden, welches den Menschen natürlich ist, allgemein; sie war der Keim der ältesten Freundschaften, die unter den entferntesten Familien heilig beobachtet wurden. Ein Mensch der von seinen Mitbürgern verfolgt wurde, oder sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, suchte in der Entfernung Ruhe oder Sicherheit vor der Strafe. Er stellte sich vor dem Thor einer Stadt oder eines Fleckens, und sagte, „ich bin der und der, dessen Sohn und dessen Grosssohn, und komme dieser oder jener Ursache willen.“ Er richte sie alsdenn seine Geschichte oder Lüge so wunderbar

bar und tragisch ein, als er konnte, und so daß sie ihm so viel Wichtigkeit als möglich beilegte. Man hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu und er fuhr fort: „Nehmt mich auf, und sollet ihr oder eure Kinder je durch das Unglück in mein Vaterland geführt werden, so dürft ihr mich nur nennen, und die meinigen werden euch aufnehmen.“ Jetzt nahm man ihn ein, und derjenige dem er den Vorzug gab, hielt sich dadurch für beeindruckt. Er nahm seine Stelle bei dem Heerde seines Wirths ein, und wurde als ein Glied der Familie behandelt. Zuweilen wurde er der Ehemann oder der Verführer der Tochter des Hauses.

Vielleicht entspringen von diesen Abendtheuren und ersten Reisenden, die Halbgötter des Heidenthums, Früchte der Zügellosigkeit und Gastfreiheit. Die mehren verdankten ihr Daseyn Vorüberreisenden, denen man ein Nachtlager verstattet hatte, und nachher nie wieder sahe.

Man erlaube mir zu sagen, daß es keinen unsittlicheren Stand giebt, als worin sich Reisende gewöhnlich befinden. Der Reisende von Profession gleicht dem Besitzer einer ungeheuren Wohnung, der anstatt sich neben seiner Frau, mitten unter seinen Kindern zu setzen, seine ganze Zeit dazu anwendet, seine Zimmer zu untersuchen. Die Tyranny, das Laster, der Ehrgeiz, das

Glück,

Glend, die Neugierde, eine gewisse Unstätigkeit des Geistes, das Verlangen zu sehen und zu wissen, die Langeweile, der Ekel für lange gewohntes Glücke und Bequemlichkeit haben von jeher die Menschen aus ihrem Vaterlande verbannet, und werden sie noch immerfort verbannen.

Aber in den Zeiten, wo es noch keine Civilisation, keinen Handel, keine Zeichen gab, die den Reichthum vorstellten, da der Eigentug dem Reisenden noch keinen Zufluchtsort bereitet hatte, ersetzte die Gastfreiheit diesen Mangel. Die Aufnahme der Reisenden war eine heilige Schuld, welche die Nachkommen eines gastfreien bewirtheten Mannes oft nach Verlauf einiger Jahrhunderte bezahlten. Wenn er in sein Vaterland zurückkehrte, erzählte er mit Wohlgefallen, wie lieblich man ihn aufgenommen hatte, und das Andenken davon ward in der Familie lange aufbewahrt.

Diese rührende Einfalt der Sitten ist nach und nach verloren gegangen, wie der Umgang zwischen verschiedenen Völkern erleichtert wurde. Arbeitsame, habfuchtige, niedrige Menschen haben an allen Orten Häuser errichtet, wo man abstreten kann, wo man befiehlt, wo man die Bedürfnisse des Lebens fodert, als in seinem eigenen Hause. Der Herr des Hauses ist weder euer Wohlthäter, euer Bruder noch euer Freund. Er ist

ist euer erster Bedienter, daß Gold das ihr ihm gebt, ertheilt euch die Freiheit mit ihm umzugehen wie es euch gefällt. Er bekümmert sich blos um euer Gold und nicht um eure Achtung. Wenn ihr fortgeht, erinnert er sich eurer nicht mehr; und ihr erinnert euch seiner auch nütz insofern als ihr zufrieden oder unzufrieden mit ihm gewesen seind. Die heilige Gastfreiheit allenthalben veelloschen, wo Polizen und die bürgerlichen Einrichtungen einigen Fortgang gemacht haben, findet sich jetzt nur noch unter den wilden Nationen, und nirgends in einem so hohen Grade als in Brasilien.

Von der Gleichgültigkeit oder Schwachheit weit entfernt aus der wir die Todten fliehen, uns scheuen von ihnen zu sprechen, und uns von den Stellen entfernen, die das Andenken an sie erneuern könnten, betrachten die Brasilier die ihrigen mit Zärtlichkeit, erzählen mit Wohlgefallen ihre Thaten, und sprechen mit Entzücken von ihren Tugenden. Sie wurden aufrechtstehend in einer runden Grube begraben. Wenn er das Haupt einer Familie war, so begrub man seine Federsbüsse, seine Halsbänder und Waffen mit ihm. Wenn ein Volk seinen Wohnplatz veränderte, weshes sehr oft ohne andern Grund, als aus Verlangen zur Veränderung geschah, setzte jede Familie einige merkwürdige Steine auf die Gräber ihrer

„Nachr. von Brasilien.“

K

ans

angeschensten Todten. Sie näherten sich niemals diesen Denkmälern der Betrübnis ohne ein fürchterliches Geschrey zu erheben, dem nicht ungleich, mit welchen sie sich zur Schlacht rüsteten.

Weder der Eigennutz noch der Ehrgeiz waren je die Veranlassungen zu den Kriegen der Brasilier. Das Verlangen ihre Verwandten oder Freunde zu rächen war immer der Grund ihrer blutigsten Zwistigkeiten. Einige Greise die mehr ihre Redner als Anführer waren, verordneten die Feindseligkeiten, gaben das Signal zum Aufbruch und ermunterten sie während dem Marsch mit Reden die den unversöhnlichsten Hass athmeten. Zuweilen hielten sie sogar stille, um die heftigsten Orationen, die stundenlang dauerten, anzuhören. Diese machen dassjenige wahrscheinlich, was man davon im Homer und in den römischen Geschichtschreibern liest. Damals wurde die Stimme des Feldherrn noch nicht durch das Geräusch der Artillerie erstickt, oder die Streiterhaufen waren noch nicht so ungeheuer, und jeder konnte die Rede des Feldherrn hören. Die Streitenden waren mit einer Keule von Ebenholz, von sechs Fuß lang, einen Zoll breit und einen Zoll dick, bewaffnet. Ihre Adächer und Pfeile waren von demselben Holze, und ihre kriegerischen Instrumente waren Säulen aus den Gebeinen ihrer Feinde fertiget. Diese waren wenigstens eben so geschickt
Ruth

Ruth einzuflossen als unsre Trommeln, die nur gegen die Empfindung der Gefahr betäuben, oder unsre Trompeten, die das Signal und vielleicht zu gleicher Zeit die Furcht des Todes vertheilen. Ihre Generale waren die tapfersten Soldaten in den vorigen Kriegen.

Die ersten Angriffe wurden niemals offenbar gemacht. Jede Armee suchte den Vortheil eines Ueberfalls zu gewinnen. Selten wurden ordentliche Treffen gefiebert. Ihr Ehrgeiz schrankte sich darauf ein, Gefangene zu machen, die nachher geschlachtet und mit grosser Feierlichkeit gegessen wurden. Während dem Mahl ermunterten die Greise die jungen Leute tapfere Krieger zu werden, um oft eine so ehrwürdige Speise zu genießen. Dieser Geschmack am Menschenfleische verleitete sie dennoch nie, solche von ihren Feinden zu verzehren, die in der Schlacht umgekommen waren. Sie begnügten sich mit denen, die lebendig in ihre Hände getrieben.

Das Schauspiel der Kriegsgefangenen ist noch dam verschienden. Alter der Betracht verschieden gewesen. Unter den gesitteten Nationen werden sie ausgelösset, eingetauschet oder ausgelöscht, wenn ein Frieden geschlossen wird. Die halb wilden Völker machen sie sich zu eigen, und gebrauchen sie zu Sklaven. Die gewöhnlichen Wilden tödten sie ohne sie zu quälen. Die allerwildesten

unter den Menschen martern sie, tödten sie, und verzehren sie sodann, und dies ist ihr abscheuliches Völkerrecht.

Das Menschenfressen ist von einigen Sceptikern lange für eine Chimäre gehalten worden. Sie konnten sich nicht überzeugen, daß der Mangel je irgend eine Nation zu der traurigen Nothwendigkeit bringen könnte, sich von den Gingeweiden ihrer Nebenmenschen zu nähren; und sie glaubten noch weniger, daß man solche Abscheulichkeiten ausüben könnte, ohne durch den äußersten Mangel an allen Bedürfnissen des Lebens dazu gezwungen zu werden. Seitdem aber häufigere Facta, Zeugnisse von Gültigkeit und glaubwürdigere Erzählungen die Zweifel der Ungläubigsten weggeräumt haben, hat es Philosophen gegeben, die sogar versucht haben, diese Gewohnheiten der Wilden zu rechtfertigen. Sie haben heftig gegen die Grausamkeit der Fürsten gekämpft, die aus Grille ihre unglücklichen Untertanen zwingen, sich im Kriege verwirgen zu lassen; sie glaubten aber, daß es gleichgültig wäre, ob ein Körper von einem Raubvogel oder von einem Menschen verzehrt würde.

Vielleicht ist dieser Gebrauch in der That an und vor sich selbst nicht strafbar, oder der Sittlichkeit zuwider; aber wie schädlich können nicht seine Folgen seyn. Wenn ihr dem Menschen erlaubt

laubt haben werdet Menschenfleisch zu essen, und sein Gaumen Geschmack daran gefunden hat, wird euch nichts übrig bleiben, als die Ausdünstungen des Bluts dem Geruch der Tyrannen angenehm zu machen. Stellet euch alsdenn diese beiden Phänomina als gemein oder gewöhnlich auf dem Erdboden vor, und verweilt bey dem Anblick des menschlichen Geschlechts, wenn ihr diesen Greuel ertragen könnt.

In Brasillien wurden die Häupter der Feinde, die in der Schlacht erschlagen oder nachher getötet wurden, sehr sorgfältig aufbewahrt. Man zeigte sie mit Prahlerey als Monumente der Tapferkeit und des Sieges. Die Helden dieser wilden Nationen erhielten das Andenken an ihre großen Thaten durch ehrenvolle Einschnitte auf allen ihren Gliedern, und je mehr sie verstellt waren, desto grösser war ihr Ruhm.

5.

Gewalt der Missionarien in den ersten Zeiten über die Eingebohrnen von Brasillien, und die Portugiesen.

Diese Sitten waren nicht geschickt die Brasilier das Joch sanftmuthig tragen zu lassen, welches man ihnen auflegen wollte. Was vermochte aber ein Haufen Wilde gegen die Waffen und Kriegs-

Kriegskunst der Europäer? Eine ziemlich große Anzahl hatte sich schon unterworfen, als der portugiesische Hof sich entschloß einen Befehlshaber abzuschicken, um die neuen Niederlassungen einzurichten, die man bisher der Wuth und Laune einiger Nichtswürdigen überlassen hatte. Thomas de Souza wählte San Salvador zum Mittelpunkt der Colonie; der Ruhm aber ihr einige Ruhe zu verschaffen war den Jesuiten aufbehalten, die ihn begleiteten. Diese muthigen Geistlichen, die der Ehrgeiz oder die Religion immer anfeuerte, grosse Thaten zu unternehmen, zerstreueten sich unter den Wilden. Dijenigen unter ihnen, welche die Wilden ihrem Hass gegen die Portugiesen aufopferten, wurden sogleich durch andre ersegt, die beständig die rührenden Worte Friede und Liebe im Munde führten. Dergleichen Grossmuth setzte die Wilden in Erstaunen, die nie gewußt hatten, was es hieße zu verzeihen. Nach und nach faßten sie Vertrauen zu Männern, die nur um ihr Glück besorgt zu seyn schienen. Ihre Neigung für die Missionarien wurde bald zur Leidenschaft. Wenn ein Jesuite unter einem Volke erwartet wurde, giengen ihm die jungen Leute haufenweise entgegen und versteckten sich in den Wäldern wo er vorbeikommen mußte. Bei seiner Annäherung stürzten sie aus ihren Schlupfwinkeln heraus, spielten auf ihren Füßen, schlugen ihre Trommeln, tanzten, erfüllten die Luft mit

mit ihrem Freubengeschrey, und bezeigten ihr Vergnügen auf alle mögliche Weise. Bey dem Eingange des Dorfs befanden sich die ältesten und angesehensten des Orts, die eine eben so lebhafte Freude nur mit mehr Mässigung bezeigten. Etwa entfern sahe man die Mädelchen und Frauen in einer ehrebetigen und ihrem Geschlechte anständigen Stellung. Alle vereinigten sich darauf um ihren Vater im Triumph nach dem Ort zu führen, wo die Versammlung gehalten werden sollte. Hier unterrichtete er sie in den Geheimnissen der Religion, die sie fassen konten, ermahnte sie zu einem ordentlichen Wandel zur Rechtigkeit, der brüderlichen Liebe und dem Abscheu für Menschenblut, und taupte sie.

Da diese Missionaren in zu geringer Anzahl waren, um alles selbst zu bestreiten, sandten sie oft die geschicktesten unter den Wilden, um ihre Stelle zu vertreten. Diese Leute, stolz auf eine so ehrenvolle Bestimmung, theilten Axten, Messer und Spiegel unter die Wilden, die sie antrafen, und rühmten die Gantmuth, Menschlichkeit und Wohlthätigkeit der Portugiesen. Sie kamen niemals von ihren Wanderungen zurück, ohne einige Brasilier mitzubringen, deren Neugier sie wenigstens erregt hatten. Sobald diese Wilden einmal die Jesuiten gesehen hatten, wollten sie sich nicht wieder von ihnen trennen, und fehrten sie zu

zu ihren Vätern zurück, so war es nur um ihre Familien und Freunde einzuladen, ihr Glück mit ihnen zu theilen, und um die Geschenke zu zeigen die sie bekommen hatte.

Wenn jemand an diesen glücklichen Wirkungen der Wohlthätigkeit und Menschlichkeit unter den Wilden zweifelt, so darf er nur den Fortgang der Jesuiten in einem kurzen Zeitraum in dem südlichen Amerika, mit dem vergleichen, den die Waffen und Schiffe von Spanien und Portugal in zwey Jahrhunderten nicht haben zuwege bringen können.

Indessen das tausende von Soldaten zwey grosse gesittete Welche in eine Wüste, den Aufenthalt einiger herumschweifenden Wilden verwandelt haben, sind einige kleine herumschweifende Völker von etlichen Missionarien, in verschiedene, große, gesittete Nationen verwandelt worden. Waren diese thätigen und muthigen Männer weniger mit dem herrschenden Geiste des Patriothums angesteckt gewesen; hätten sie die Aufnahme an einem der intriguantesten und verderbstesten Hofe in Europa, nicht an alle andre Hofe gebracht, um alle politischen Begebenheiten zu lenken; hätten sie nicht durch ihre Toleranz und Herrschaftsucht alle vernünftige Leute und alle Gerichtshöfe wider sich aufgebracht; wären sie aus einem übertriebenen Eifer für die Religion nicht heimliche Feinde des

Fort-

Gang der Wissenschaften, und Verfolger der Philosophie geworden; hätten sie eben so viel Geschicklichkeit angewandt, sich beliebt als gefürchtet zu machen, und wären sie eben so besorgt um den guten Ruf als die Macht ihres Ordens gewesen, und hätten ihre Oberhäupter nicht sogar die Tugenden ihrer mehren Mitglieder gemisbraucht: so würde die alte und neue Welt noch den Vortheil der Bemühungen einer Gesellschaft genießen, die man nützlich machen konnte, ohne ihrer anfänglich zu bedürfen. Das achtzehnte Jahrhundert dürfte alsdenn nicht über die Abschultheiten, die ihre Verstdrung begleiteten, erröthen. Die Welt würde denn noch von ihrem Schweiße benetzt, und durch ihre Unternachmungen fruchtbar gemacht werden.

Die Brasilier hatten zu viele Gründe die Europäer zu hassen, um nicht sogar gegen ihre Wohlthaten misstrauisch zu seyn. Aber eine sehr gerechte Handlung, die viel Aufsehen machte, verminderte dies Misstrauen.

Die Portugiesen hatten die Niederlassung von San. Vincent auf der Seeküste im vier und zwanzigsten Grad südlicher Breite angelegt. Dort handelten sie friedfertig mit den Carigern, der sonnstesten und gesittetesten Nation in ganz Brasilien. So groß auch der Ruhm dieses guten Vernehmens war, so hinderte es sie doch nicht, siebenzig Männer

Männer wegzuführen, um sie zu Sklaven zu machen. *) Der Urheber dieses Verbrechens wurde verurtheilt, die Gefangenen an den Ort zurückzuführen, wo er sie weggenommen hatte, und solche Entschuldigungen zu machen, als die Erbfeinde der Bekleidigung sie helschte. Zwei Jesuiten, denen es aufgetragen war, die Entzugsungen zu machen, die man ohne sie nie verordnet haben würde, gaben dem Garancaha, dem angesehensten Manne seines Volkes Nachricht davon. Er kam ihnen entgegen und mit Freudentränen sagte er: „Lieben Väter, wir wollen gern das Vergangene vergessen, und einen neuen Bund mit den Vätern

*) Vergleichend Seeräubereien erlaubten sich portugiesische Kolonisten überall in Brasilien, und sie glaubten wie die Spanier, der Papst habe ihnen mit dem Lande alle Einwohner als Leibeigengeschenkt. Bis die Furcht vor der Sklaveren die Eingeborenen von der Meeresküste und den christlichen Niederlassungen verscheuchte, verkauften die portugiesischen Stadthalter des Wilds fangrecht einem jeden, und privilegierte Menschenräuber holten sich Sklaven, zweihundert Meilen weit von der Küste, aus den unzugänglichsten Wildnissen mit Gewalt, und wo dies nicht anging, verkleideten sich einige der Sklaven Fauthe in Jesuiten, um sie durch allerhand Versprechungen nach den Niederlassungen der Fremden zu locken. S. Meine Abhandlung vom Ursprung des Negerhandels. S. 47.

„tugiesen schlücken; laß sie aber in Zukunft mäßig
 „ger und treuer in Beobachtung des Völkerrechtes
 „seyn, als sie gewesen sind. Unsre Unrechtheit
 „verdient wenigstens' Gerechtigkeit. Man nenns
 „uns Barbaren, demohngeachtet ehren 'wir die
 „Redlichkeit und unsre Freunde, „ Nachdem
 die Missionarien versprochen hatten, daß ihre Na-
 tion fünftig die Gesetze des Friedens und der Ein-
 nigkeit gewissenhafter beobachten würden, erwie-
 derte Garancaha: „Wenn ihr an der Redlichkeit
 „der Cariger zweifelt, so will ich einen Beweis
 „davon geben. Ich habe einen Neffen den ich
 „järtlich liebe; er ist die Hoffnung meines Hauses
 „und die Freude seiner Mutter; sie würde aus
 „Gram sterben, wenn sie ihren Sohn verlieren
 „sollte; dennoch will ich ihn euch zum Geisel ge-
 „ben. Nehmt ihn mit, bildet seine Jugend, sor-
 „get für seine Erziehung, unterrichtet ihn in eu-
 „rer Religion, lasst seine Sitten sauber, lasst sie
 „rein seyn. Wenn ihr zurückkommt, hoffe ich
 „werdet ihr mich auch unterrichten, und mir Licht
 „ertheilen. „ Viele Cariger folgten diesem Bei-
 spiel und schickten ihre Kinder nach St. Vincent
 um dort erzogen zu werden. Die Jesuiten waren
 zu geschickt um nicht großen Vorteil von dieser
 Gegebenheit zu ziehen. Man hat aber keinen
 Grund zu mutmaßen, daß sie die Indier zu hin-
 tergehen und zur Unterwerfung zu bringen suchten.
 Der Geiz hatte diese Missionarien noch nicht ange-
 steckt,

stadt, und ihr Einfluß bei Hofe war damals so groß, daß wegen des Ansehens in dem sie bei der Kolonie standen, nichts für das Schicksal ihrer Neuhedelten zu besorgen war.

Diese Ruhezeit wurde gut benutzt. Seit einigen Jahren hatte man Zuckerrohr aus Madeira nach Brasilien verpflanzt und bemerkt, daß das Erdreich und Klima dieser nüglichen Pflanze sehr zuträglich seyn. Anfangs wurde sie nur wenig gehabt, aber als man nachher anstatt der kraftlosen Indianer sich der starken Neger bediente, nahm der Bau desselben sehr zu. Er wurde nachher von Tage zu Tage ansehnlicher, weil dieses Produkt, welches man so lange nur als Utensil gebraucht hatte, immer mehr ein Gegenstand des Luxus wurde. *)

6. Ein-

*) Der Anfang des Zuckerbaues in Brasilien ist nicht gewis zu bestimmen, wahrscheinlich kam er mit den ersten Verbannten herüber, da die Portugiesen schon in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Zuckerpflanzungen in Madera, St. Thome und andern afrikanischen Inseln angelegt hatten. Hans von Staden, ein Hesse, der von 1547. bis 1554. in Brasilien war, beweist dies einigermassen. Er erwähnt des Zuckers unter den Producten dieses Landes gar nicht, ob er gleich lange genug als Gefangener unter den Wilden lebte, den Zucker als einheitliches Product zu bemerken, wenn er verglichen

6.

Einbruch der Franzosen in Brasilien.

Diese Waare, die mit so grossem Vortheil in allen europäischen Märkten verkauft wurde, erzeugte die Gewinnsucht der Franzosen. Sie versuchten zu verschiedenen malen sich in Brasilien niederzulassen. Ihre Fähigkeit erlaubte Ihnen aber nicht die gemeinlich langsam reifenden Früchte eines neuen Unternehmens abzuwarten. Sie verließen aus Ueberdruss und Unbeständigkeit Hoffnungen, welche hinsänglich waren um den Muth solcher Leute aufrecht zu erhalten, die nicht so leicht zu ermüden, und geschwind zu unternehmen gewesen wären. Das einzige schätzbare Monument ihrer fruchtlosen Bemühungen ist eine Unterredung, welche den gesunden geraden Verstand

chen bey ihnen gesunden. Weil er die übrige Zeit als Büchsenmühl in einem Blockhause gegen die Wilden fern von den wirklichen Niederlassungen lag, mehr mit den Wilden als Europäern zu thun hatte; und überhaupt die vortrefflichsten Niederlassungen in seiner Reise sehr mit Stillschweigen übergeht, hat er darüber ihren Zuckerbau vergessen, der damals schon ziemlich ansehnlich seyn musste, denn Magellan zählt schon 1519. auf seiner Fahrt um die Welt Zuckerrohr unter den brasilischen Bäumen. (Pigafetta Vingio: *Varap il mondo*. beim Rebusio, L. p. 380.

stand der Wilden in das hellste Licht sezt, um so mehr da sie in dem naiven Styl geschrieben ist, der vor zweihundert Jahren das charakteristische der französischen Sprache war, und wo in man Schönheiten findet, deren Verlust man noch jetzt bereuen muß.

Die Brasilier, sagt Leri der bey der Unterredung gegenwärtig war, waren sehr erstaunt, daß sich die Franzosen so viel Mühe gaben um ihre Holz zu holen, und einer ihrer Alten that einmal deswegen folgende Fragen an mich. „Sagt mir doch, was soll das bedeuten daß ihr Franzosen so weit herkommen um Holz zu holen, euch zu wärmen? Giebt es denn keines in eurem Lande? „Ich antwortete ihm, daß wir es in grosser Menschen hätten, nur nicht von der Art als das ihrige, welches wir auch nicht zum Brennen gebrauchten als er glaubte, sondern so wie sie sich dessen bedienten ihre Federn und Bänder zu färben, holten wir es auch zur Färbererey. Er antwortete; gut, aber braucht ihr so viel? Ja, sagte ich; denn es giebt in unserm Lande Kaufleute, die mehr Fleisch und rothes Luch haben als ihr jemals hier gesehen habet, und von denen kaufst einer alles Holz auf, was verschiedene Schiffe zurückbringen. Ha, ha! sagte der Wilde, du erzählst mir schwere Sachen! Denn überdachte, was ich ihm gesagt hatte, und fragte fer-

„ner: aber dieser reiche Mann von dem du
 „sprechst, stirbt er nicht? Freilich, freilich, so
 „gut als die andern. Hierauf fragte er mich so
 „gleich wieder, (denn sie sind grosse Schwäger)
 „und wenn er nun todt ist, wem lässt er seinen
 „Reichthum?“ seinen Kindern, wenn er welche
 „hat, und hat er keine, seinen Brüdern, Schwestern,
 „oder andern Verwandten. In der That,
 „sagte der Alte, jetzt bemerke ich, daß ihr Franz
 „zogen grosse Narren seid; denn warum müht ihr
 „euch so viel Mühe geben und über das Meer
 „kommen, um Reichthümer für die zu sammeln,
 „die euch überleben werden, als ob die Erde, die
 „euch ernährt, nicht hinreichend wäre, auch sie
 „zu ernähren? Wir haben auch Kinder und Ver-
 „wandte, die wir lieben, wie du siehest; aber
 „weil wir überzeugt sind, daß die Erde, die uns
 „ernährt hat, ihnen auch ihre Nahrung gewäh-
 „ren wird, so verlassen wir uns ganz ruhig dar-
 „auf. „

7.

Eroberungen der Holländer in Brasilien.

Diese Philosophie, die den Wilden, welche
 die Natur vom Ehrgeize befreit, so natürlich ist,
 und welche gesättigte Nationen, die alle Hebel des
 Luxus und der Gewinnsucht erfahren haben, so
 wenig kennen, machte wenig Eindruck auf die
 Franz

Franzosen. Sie mussten der Versuchung des Reichthums unterliegen, der Durst welcher damals alle Seemächte in Europa verzehrte. Die Holländer durch einen Zufall Republikaner; und durch die Nothwendigkeit Kaufleute geworden, hatten mehr Beständigkeit und Glück in ihren Unternehmungen in Brasilien, als die Franzosen. Sie hatten nur gegen eine eben so kleine Nation als die ihrige zu streiten, die nach ihrem Beispiel bald das spanische Joch abschüttelte.

Alle Geschichtschreiber sind voll von den Grausamkeiten und Tyrannieen, welche die Niederländer gegen Philipp den zweiten empörten. Die reichsteu Provinzen wurden entweder unter einem eisernen Scepter erhalten, oder unter seine Herrschaft zurückgebracht. Aber die armsten, welche so zu sagen im Wasser, Sumpfen und Morasten lagen, erlangten durch beinahe übermenschliche Anstrengung ihrer Kräfte ihre Freiheit. Sobald ihre Unabhängigkeit fest gegründet war, griffen sie ihre Feinde auf den entferntesten Meeren an, in Indien, am Ganges, sogar in den Molucken, welche damals Spanien gehörten, seitdem es Portugal zu seinen Besitzungen rechnete. Der Waffenstillstand von 1609. gab dieser unternehmenden und glücklichen Republik Zeit, ihre neuen Projekte zur Reise zu bringen. Diese zeigten sich 1621. in der Errichtung einer westindischen Handlungss-

hungskompagnie, von welcher man eben dergleichen glücklichen Fortgang in Afrika und Amerika erwartete, als die Ostindische Compagnie in Asien gemacht hatte. Die erste Operation der neuen Gesellschaft war der Angriff auf Brasilien.

Einige holländische Seefahrer hatten ungeachtet des Gesetzes, welches allen Fremden den Zutritt versagt, eine Reise dorthin gemacht, und da sie nach der Gewohnheit ihrer Nation ihre Waren um einen weit geringern Preis feil boten, als welche von dem Mutterlande kamen, wurden sie sehr gut aufgenommen. Diese Schlechthändler berichteten bei ihrer Zurückkunft, daß das Land in der größten Unordnung wäre; daß die fremde Herrschaft alle Liebe des Vaterlandes erstickt, und der Eigennutz jedes Herz verderbt hätte; die Soldaten wären Kaufleute geworden, und man hätte sogar die ersten Begriffe der Kriegskunst verlernt, so daß man sich nur mit einer etwas ansehnlichen Macht zeigen dürfte, um die geringen Hindernisse zu überwinden, welche vielleicht der Eroberung eines so reichen Landes im Wege liegen könnten.

Die Compagnie trug dieses Unternehmen 1624. Jacob Willekens auf. Dieser segelte gerade nach der Hauptstadt und San Salvador er gab sich, sobald sich die holländische Flotte zeigte. Die übrigen Einwohner der Provinz, obgleich sie Nachr. von Brasilien. Die

die grösste und volkreichste der Colonie war, thaten eben so wenig Widerstand.

Dies war ein großer Schlag; er betrübte aber das spanische Ministerium nicht. Denn seit dem diese Krone Portugal unterworfen hatte, fand sie ihre neuen Unterthanen nicht so biegsam als sie es wünschte. Daher schien ihr ein Unglück, welches die Portugiesen abhängiger machen könnte, ein grosser Vortheil; und ihre Minister wünschten sich Glück endlich eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihr Joch zu erschweren.

Obgleich Philipp der vierte weder richtigere Begriffe noch eine edlere Denkungsart hatte, so glaubte er doch, die Majestät seines Thrones erfordere einige Verstellung und Beobachtung des Wohlstandes. Er schrieb daher an die vornehmsten Portugiesen, und ermunterte sie einige Anstalten gegen die Holländer zu treffen. Sie waren hizu sehr geneigt. Ihr eignes Interesse, der Eifer für das Vaterland, das Verlangen die Schadenfreude ihrer Feinde zu unterdrücken, alles vereinigte sich ihre Thätigkeit zu verdoppeln. Diejenigen welche Geld hatten verschwendeten es mit vollen Händen, andre warben Soldaten an. Alle suchten Dienste. In drey Monaten waren sechs und zwanzig Schiffe ausgerüstet. Diese segelten im Anfange des Jährs 1626. mit dessenjenigen ab

ab, welche die Langsamkeit und Vorsicht der Spanier lange hatte erwarten lassen.

Michael Teixeira Erzbischof von San Salvador versprach ihnen einen glücklichen Fortgang. Dieser kriegerische Prälat hatte an der Spitze von 1500 Mann den Feinden zuerst Widerstand gethan. Er hatte sie angegriffen, heimruhiget, geschlagen, zurückgetrieben und zuletzt in der Stadt eingeschlossen. Die Holländer durch den Hunger, das Elend und den Leberdruck gedrückt, nöthigten ihren Befehlshaber, sich den Truppen welche die Flotte gelandet hatte, zu ergeben, und waren alle nach Europa geschickt.

Das Glück der Compagnie zur See entschädigte sie wegen dieses Verlusts. Ihre Schiffe fehrten immer im Triumph, und mit der Beute der Spanier und Portugiesen beladen, in den Hafen zurück. Dies gieng so weit, daß selbst die Mächte welche bey dem Glückstande der Holländer am meisten interessirt waren, dennoch anfangen sie mit neidischen Augen anzusehen. Der Ocean war von den Holländischen Flotten bedeckt. Jhze Admirale suchten durch möglichste Thaten das Vertrauen der Republik zu erhalten. Die Subalternen Officiere unterstützten den Wuth und die Einrichten ihrer Befehlshaber, der Eifer der Soldaten und Matrosen war ohne Beispiel. Nichts konnte diese tapfern Leute abschrecken. Die Be-
schriften

schwerden der See, die Krankheiten, die häus-
gen Schlachten, alles schien sie kriegerischer zu
machen und ihren Muth zu verdoppeln. Und die
Compagnie war darauf bedacht, diese Gesinnun-
gen durch öftere Belohnungen zu nähren. Außer
ihrem Solde erlaubte man ihnen einen besondern
Handel. Diese Freiheit ermunterte sie, und lock-
te täglich mehr in den Dienst. Da ihr Glück
durch diese kluge Einrichtung mit dem Flor der
Gesellschaft so genau verbunden war, wünschten
sie beständig thätig zu seyn. Sie ergaben sich dem
Feinde nie, und fielen die feindlichen Schiffe im-
mer mit demjenigen Muth, mit der Geschicklichkeit
und Heftigkeit an, welche den Sieg sicher machen.
In dreizehn Jahren rüstete die Compagnie acht-
hundert Schiffe aus, welche 90 Millionen livres
 kosteten, und mit diesen nahmen sie dem Feinde
 fünfhundert und fünf und vierzig Schiffe, deren
 Ladung für 180 Millionen livres verkauft wurde.
Daher waren auch die Dividenden nie unter zwan-
 zig pro Cent, und beließen sich sogar oft auf hun-
 dred. Dieser Wohlstand, blos eine Folge des
 Krieges; setzte die Compagnie bald in den Stand,
 Brasilien von neuem anzugreissen.

Ihr Admiral Heinrich von Konk ankerte im An-
 fange des Jahres 1650. mit sechs und vierzig
 Kriegsschiffen auf der Küste von Fernambuc, eine
 der größten und damals am besten befestigten Prä-
 vinzen

vinzen des Landes. Er unterwarf sie nach verschiedenen blutigen Schlachten, in denen er immer den Sieg erfochte. Die Truppen welche er dort zurückliess, unterwarfen in den Jahren 1633. 34. 35. die angrenzenden Gegenden, den angebautesten Theil von Brasillien, welcher den grössten Ueberfluss an Lebensmitteln hatte.

Diese Reichthümer, welche anstatt nach Lissabon zu gehen den Weg nach Amsterdam nahmen, feuerten die Compagnie aufs neue an. Die gänzliche Eroberung von Brasillien wurde beschlossen, und Moritz von Nassau die Ausführung des Unternehmens aufgetragen. Dieser General kommt in den ersten Tagen von 1637. an seinem Posten an; er findet Kriegszucht unter den Soldaten, Erfahrung bey den Befehlshabern und Bereitwilligkeit bey allen, und eröffnet sogleich die Campagne. Ihm wurden nach und nach Albuquerque, Banjola, Louis Rocca de Borgia, und der Brasilier Camerton entgegengesetzt. Dieser letztere war der Abgott der seinigen, und aufs äusserste für die Portugiesen eingetragen. Daben tapfer, thätig, verschlagen; so daß ihm um ein guter General zu seyn nichts fehlte, als die Kriegskunst unter guten Lehrmeistern gelernt zu haben. Alle diese Befehlshaber gaben sich viel Mühe, die Besitzungen, die man ihrem Schutze anvertrauet hatte, zu decken. Aber vergebens, die Holländer bemühterten sich bald

bald unter Rüsten von San Salvador bis zum Amazonenflusse.

8.

Klaget eines Portugiesischen Predigers
zu Gott, über das Glück einer Feuerischen
Nation.

Unter diesen Umständen hielt Antonius Vieira
ein beredter Jesuite, in einem Temple zu Bahia
die heftigste und außerdordentlichste Predigt, die
vielleicht je auf einer christlichen Canzel gehalten
worden ist. Das sonderbare dieser Rede wird
vielleicht von langen Auszug, den wir davon ge-
ben wollen, entschuldigen.

Vieira wählte das Ende des 43ten Psalms
zu seinem Texte, wo der Prophet Gott auf fol-
gende Art anredet: Erwecke dich, Herr, warum
schläfest du? Wache auf und verstolle uns nicht
so gar. Warum verbirgest du dein Antlitz, ver-
gissest unsers Elends und Dranges. Mache dich
auf, hilf uns und erlöse uns um deiner Güte
willen.

In diesen Worten, sagt der Redner: voll
frömmeter Standhaftigkeit und Muth, eher ver-
weisend als bittend, redet der ehrliche Prophet
mit Gott. Die Zeiten und Umstände sind gleich,
und

und auch ich werde es wagen zu sagen: Wache auf, warum schlafst du?

Vieira nimt seinen Text wieder vor, und nachdem er die Ahnlichkeit des Unglücks der Kinder Israel und der Portugiesen gezeigt hat, fährt er fort: heute werde ich also nicht dem Volke predigen. Meine Worte und meine Stimme werden höher steigen. Ich trachte diesen Augenblick sogar in den Schoß der Gottheit zu dringen. Dies ist der letzte von den vierzehn Tagen, welche man in allen Kirchen der Hauptstadt zu Gebeten vor den heiligen Altären bestimmt hat. Und weil dieser Tag der letzte ist, muß man seine Zuflucht auch zu dem einzigen und letzten Mittel nehmen. Die evangelischen Redner haben vergebens getrachtet euch zur Buße zu bringen. Da ihr aber taub gewesen seyd, da ihr euch nicht habt bekehren lassen, so will ich dich o Herr bekehren, und obgleich wir die Sünder gewesen sind, so sollst du es doch bereuen.

Als die Kinder Israel in der Wüsten gesündigt hatten, indem sie das goldene Kalb anbeteten, entdecktest du Mose ihr Vergehn, und segtest in deinem Zorn hinzu, daß du diese Un dankbaren vernichten wolltest. Aber Mose sagte, warum gürnest du wider dein Volk? ehe du das Urtheil vollziehest, bedenke was schicklich zu thun ist. Soll der Egyptier dich beschuldigen, du hattest uns nur

nur aus der Sklaveren gezogen, um uns in den Gebirgen zu tödten? Bedenke die Ehre deines Nahmens.

Dies war die Logik Mosis, und dies soll auch meine seyn. Du bereutest den Entschluß, den du gefaßt hastest, du bist derselbe. Meine Gründe sind noch weit stärker als des hebräischen Geseggebters. Sie werden dieselbe Wirkung auf dich haben, und wenn du den Vorsatz gefaßt hast, uns zu vertilgen, wird es dich gereuen. Weisst du nicht, daß der Käger durch die Siege die du ihm gewährt hast, aufgeblasen, schon gesagt hat, daß unser falsche Gottesdienst ihm deinen Schug und seine Siege erworben haben? Und was sollen die Heiden, die uns umgeben, davon denken. Der Kalapoin der dich noch nicht kennt, der uns beständige Indier, der unwissende und dumme Egyptier kaum mit dem Wasser der Taufe benetzt? Sind diese Völker fähig, die Tiefe deiner Rathschlüsse zu ergründen und anzubeten? Erwache also, und wenn du um die Ehre deines Nahmens besorgt bist, so erlaube es nicht, daß man aus dem Siege über uns Gründe wider unsern Glouben schöpfe. Erwache, und laß die Stürme die unsre Flotten zerstreuten, die Schiffe unsers gemeinschaftlichen Feindes zerstreuen. Laß die Pest und die Krankheiten, die unsre Armeen aufgerieben haben, seine Völker wegraffen. Und der du die

Rathschläge der Menschen verberben kannst, wenn es dir gefällt, so mache die ihrigen dunkel und voll Verwirrung.

Jesuah war heiliger und gebuldiger als wir, und dennoch führte er dieselbe Sprache als ich, bey Umständen von weit geringerer Wichtigkeit. Er geht über den Jordan, greift die Stadt Ahy an, und seine Truppen werden zerstreut. Sein Verlust war nicht groß, und doch zerreißt er seine Kleider, wirft sich auf die Erde und ergießt sich in bittere Klagen, indem er sagt: Warum ließest du uns über den Jordan gehzen? Sage Herr, war es um uns in die Hände der Amoriter zu liefern? und jetzt da es auf ein zahlreiches Volk in einem ungeheuren Lande ankamt, sollte ich nicht ausrufen: Hast du uns dies große Land nur gegeben, um es uns wieder zu nehmen? Wenn du es den Holländern bestimmtest, warum rießt du sie nicht hieher, da es noch wüste war? Haben dir die Ketzer so grosse Dienste geleistet, und sind wir in deinen Augen so verachtet, daß du uns aus unsers Lande gezogen hast, um ihre Arbeiter zu seyn, um ihnen Städte zu bauen, und sie durch unsren Schweiß zu bereichern? Dies ist also der Lohn den du uns in deinem Herzen bestimmtest, nachdem so viele der Unfrigen am Lande geschlachtet, oder im Meer umgekommen sind? Es wird geschehen, wie du es gewollt hast. Aber ich sag

ge dir, diejenigen die du jetzt verdirbst, die du jetzt vertilgst, morgen wirst du sie suchen und nicht finden.

Hiob vom Elend niedergedrückt spricht mit dir. Du willst gewiß nicht, daß wir fühlloser seyn sollen, als er war, und er sagt dir: da du mein Verderben beschlossen hast, so vollende es; tödte mich, vertilge mich; laß mich begraben und in Staub verwandelt werden; ich unterwerfe mich, aber morgen wirst du mich suchen und nicht mehr finden. Du wirst Sabeer und Chaldäer, Vater deines Namens haben: aber Hiob, den getreuen Knecht der dich anbetet, wirst du nicht mehr haben.

Wohl Herr, ich sage dir mit Hiob: Bezeichte, zerstöre, verzehre uns alle, aber eines Tages, oder morgen wirst du die Portugiesen suchen und nicht mehr finden. Du meinst, Holland werde dir apostolische Erbauer geben, die mit der Gefahr ihres Lebens die Fahne des Kreuzes in alle Länder tragen werden? Die Holländer werden dir eine Pflanzschule apostolischer Lehre errichten, welche eilen werden, zur Ausbreitung deines Glaubens die Länder der Wilden mit ihrem Blute zu benetzen? Holland wird dir Tempel errichten, die dir gefallen werden, wird die Altäre erbauen, auf welche du herabkommen wirst, wird die wahre Priester weihen, das grosse Opfer opfern

opfern und dir den Dienst bezelgen der deiner würdig ist? Ja, ja, der Dienst den du von ihnen empfangen wörst, ist der sehr viele dem sie die täglich in Amstetdam, Middelburg und Gliestingen dienen, und in den übrigen Provinzen dieser kalten feuchten Hölle.

Ich weis wohl o Gott daß die Ausbreitung deines Glaubens und die Ehre deines Nahmens nicht von uns abhängt, und daß wenn auch keine Menschen wären, deine Allmacht die Steine beleben, und Abraham Kinder erwecken könnte. Aber ich weis auch, daß du seit Adam keine andre Menschen geschaffen hast; du bedienest dich derer die da sind, und gebrauchst zu deinen Absichten nur die geringen, wenn es an bessern mangelt. Dies beweist das Gleichniß vom Feste: Lässt die Blinden und Lahmen hereinkommen. Dies ist der Gang deiner Vorschung. Veränderst du diesen heute? Wir sind die Gäste getroßen; wir haben uns nicht gewagtert zu deinem Gästmahle zu kommen, und du ziehest uns Blinde und Lahme, Lutheräner und Calviner vor, Blinde im Glauben, Lahme in den Werken.

Wenn wir so elend sind, daß es den Holländern gelingt, sie zu Herren über Brasilien zu machen, stelle ich dir mit aller Demuth, aber sehr ernstlich vor: Gieb wohl acht, ehe du diesen Rathschluß ausführst. Untersuche sorgfältig, wie

welchen Vortheil du davon haben wirst. Bedenke, da es noch Zeit ist. Wenn es dich gereuen muß, ist es besser, daß es jetzt geschieht, als wenn dem Uebel nicht mehr zu helfen steht. Du siehest wohin ich will, und daß ich die Gründe die ich dir vorhalte, aus deinem eigenen Verfahren gezogen habe. Vor der Sündfluth žürntest du auch wider das menschliche Geschlecht. Vergebens betete Noah während einem ganzen Jahrhundert zu dir. Du beharrtest in deinem Zorn. Die Tiefen des Himmels öffneten sich endlich. Das Wasser gieng über die höchsten Berge. Die ganze Erde war überschwemmt, und deine Gerechtigkeit befriediget. Aber drey Tage nachher als die Körper auf der Oberfläche schwammen, als deine Augen die Menge der modernen Leichen erblickten; als die Oberfläche des Meers dir den schrecklichsten traurigsten Anblick darbot, der je die Blitze der Engel betrübt hat; was thatest du? Durch dieses Schauspiel gerührt bewegten sich deine Ein geweide vor Schmerzen, als ob du es nicht vorher gesehen hättest. Es reute dich, daß du die Welt geschaffen hattest. Du empfandest Reue über das Vergangene; du nahmst Entschlüsse für die Zukunft. Siehe so bist du: Und da dies dein Charakter ist, warum schonest du dich selbst nicht, indem du uns verschonest; warum bist du jetzt zornig, da dein Herz darüber murren wird, da die Vollziehung der Befehle deiner Gerechtigkeit deine Güte

Güte betrüben wird? Bedenke es ehe du anfängst, und überlege die Folgen der neuen Fluth die du beschlossen hast. Ich will sie dir vormalen.

Ich stelle mir vor, daß Bahia und das übrige von Brasilien in die Hände der Holländer gefallen ist. Betrachte sie jetzt, wie sie mit der Wuth eines Eroberers, mit dem Zerstörungsgeiste der Rege in die Stadt stürzen. Sieh, daß weder Geschlecht noch Alter verschont wird. Sieh das Blut fließt. Die Schuldigen, die Unschuldigen, die Weiber und Kinder werden mit der Schärfe des Schwertes getötet. Siehe die Thränen der Jungfrauen, die den Schimpf besieuen den sie erlitten haben. Siehe die Greise bei den Haaren geschleppt. Höre das verwirrte Geschrey der Mönche und Priester die ihre Altäre umfassen, und ihre Hände zu dir erheben. Du selbst, o Gott, wirst ihrer Wuth nicht entgehen. Ja, du wirst dein Anteil davon empfangen. Die Rege werden die Pforten deiner Tempel einzubrechen. Die Hostie, dein eigener Leib wird mit Füßen getreten werden. Die Gefäße, die dein Blut gefüllt hat, werden zur Schmelzerey gesbraucht werden. Deine Altäre werden umgeworfen, dein Bildniß wird zerstückt werden. Unheilige Hände werden deine Mutter angreifen.

Sieh würde nicht erstaunen, wenn du die Beleidigungen hörst die gegen dich gerichtet sind, denn

denn vormals hast du schon blutigere gelitten.
 Aber deine Mutter! Wo bleibt die kindliche Pflicht? Wie!
 du tödtest Hosea, weil er die Bundeslade
 berührte. Du liehest die Hand verdorren, die
 Jerobeam gegen einen Propheten aushob; und
 du lässt den Regen Tausende von Armen, um
 weit abschändlichere Verbrechen auszuführen. Du
 stießest Belsazar vom Throne, du nahmst ihm das
 Leben, weil er aus den Gefäßen getrunken hatte,
 in denen dein Blut doch nicht geweiht worden
 war; und du verschonest den Reger; und es er-
 scheinen nicht zwei Finger und ein Daumen um
 sein Todesurtheil zu schreiben? Endlich, o Herr,
 wenn man deine Tempel geplündert, deine Altäre
 umgeworfen, deine Religion in Brasilien ausge-
 rrottet haben wird; wenn in den Vorhöfen deiner
 Kirchen Gras wächst, dann wird das Weihnachts-
 fest kommen, ohne daß jemand an den Tag deiner
 Geburt denkt. Die Fastenzeit, die heilige Woche
 werden kommen, ohne daß man die Geheimnisse
 deines Leidens feiert. Die Steine in unsren Gaf-
 sen werden seufzen, wie sie in den verlassenen
 Straßen von Jerusalem seufzten. Keine Priester,
 keine Opfer, keine Sacramente mehr. Die Ket-
 zen wird die Kanzeln der Wahrheit einnehmen.
 Die falschen Lehrsäge werden die Kinder der Por-
 tugiesen anstecken. Eines Tages wird man die
 Kinder derer die mich umgeben, fragen: Kleine
 Knaben, von welcher Religion seid ihr? und sie
 werden

werden antworten wir sind Calviner. Und ihre kleinen Mägden? und sie werden antworten: wie sind lutherisch. Denn wirst du gerührt werden, denn wird es dich gereuen; da dich aber die Reue erwartet, warum kommst du ihr nicht zuvor?

Aber sage mir, welche Ehre suchest du darin eine Nation zu zerstören, und durch eine andre austreiben zu lassen? Dies ist eine Gewalt, die du vormals einem geringen Einwohner von Anas tho anvertrautest. Indem du uns strafest, triumphierest du über die Schwachen. Wenn du uns verzeihest, triumphierest du über dich selbst.

Gey barmherzig um deines eigenen Ruhms willen, um der Ehre deines Nahmens. Läß deinen Zorn nicht alle Tage, nicht einen Tag dauern. Du willst nicht, daß die Sonne über unsren Zorn untergehe; wie viele male ist sie nicht über deinen untergegangen, wie viel male ist sie nicht über ihn aufgegangen? Gedenkst du einer Mäßigung von uns, die du selbst nicht ausübtest? Kannst du nur die Lehre und nicht auch das Beispiel geben?

Verzeihe uns also o Herr, läß unser Elend ein Ende nehmen. Heilige Jungfrau, bitte für uns. Bitte deinen Sohn; befiehl ihm. Wenn er über unsre Sünden zärtet, so sag ihm, er soll sie uns verzeihen, wie es uns befohlen wird, in seinem

seinen Gesegen, daß wir unsern Schuldern vergeben sollen.

Ich weiß nicht, ob der Herr durch die Vorstellungen des Redners Vieira gerührt wurde: aber kurze Zeit nachher wurden die Eroberungen der Holländer durch eine Revolution unterbrochen, die alle Nationen wünschten, ohne daß sie jemand vorher geschen hatte.

9.

Die Portugiesen vertreiben die Holländer aus Brasilien.

Seitdem die Portugiesen das spanische Joch trugen, waren sie nie glücklich gewesen. Philipp der zweite, ein grausamer, geiziger, despottischer und argwohnischer Fürst, hatte versucht ihren Charakter zu erniedrigen. Er bedeckte aber unter einem ehrenvollen Vorwände die Mittel, die er zu seinem Zwecke gebrauchte. Sein Sohn der seinen Grundsätzen nur zu gedenk folgte, glaubte, daß es besser sei über einen zu Grunde gerichtetem Staat zu herrschen, als den Gehorsam seiner Untertanen von ihrem freien Willen zu erzwingen. Er ließ ihnen daher eine Menge Eroberungen entziehen, die ihnen so viel Schande, Ruhm und Macht einbrachten, und mit Stößen von Blut erkauft waren. Der Nachfolger dieses schwachen

Prin-

Prinzen, der noch blöder am Verstände als sein Vater war, wagte ohne die geringste Rücksicht Eingriffe in ihre Privilegien, ihre Regierung, Gebräuche und was ihnen sonst am theuersten war. Auf den Rath Olivarez wollte er sie zur Rebellion zwingen, damit er ein Recht bekäme sie zu plündern.

Diese gehäuften Beleidigungen verbanden alle Gemüther, die Spanien zu vereinigen getrachtet hatte. Eine Verschönerung, die man mit der größten Verschwiegenheit dreißig Jahre lang unterhalten hatte, brach am dritten December 1640. aus. Philipp der vierte, wurde mit Verachtung abgesetzt, und der Herzog von Braganza auf den Thron seines Vaters erhoben. Das Beispiel der Hauptstadt wurde von dem ganzen Königreiche und den Ueberbleibseln der Colonien in Asien, Afrika und Amerika befolgt. Bei einer so grossen Veränderung wurde doch nur das Blut Michael Masconcellos, des niedrigen Werkzeuges der Spannen, vergossen.

Der neue König vereinigte sein Interesse und seine Rache mit den Absichten der Engländer, Franzosen und aller Feinde von Spanien. Vornehmlich schloss er den 23ten Juni 1641. mit den vereinigten Provinzen ein Offensivbündniß in Europa, und einen Waffenstillstand auf zehn Jahre in Ost- und Westindien. Nassau ward sogleich Nachr. von Brasilien. M mit

mit dem größten Theil der Truppen zurückberufen, und die Regierung der holländischen Besitzungen in Brasilien wurde Hamel einem Kaufmann aus Amsterdam, Bassis einem Goldschmiede von Haarlem, und Bullestraat einem Zimmermann aus Middleburg anvertraut. Dieser Rath sollte alle vorkommenden Sachen entscheiden, die wie man glaubte, in Zukunft blos die Operationen eines thätigen und vortheilhaften Handels betreffen würden.

Es fand sich aber ein großes Hinderniß gegen die Erfüllung dieser Erwartungen. Die Ländere gehörten den Portugiesen, welche unter der Herrschaft der Republik geblieben wären. Einige unter diesen hatten nie die Mittel gehabt reiche Pflanzungen anzulegen, andre waren durch die Unglücksfälle, die von einem Kriege unzertrennlich sind, zu Grunde gerichtet. Raum erfuhr man dieses Unvermögen in Europa, so waren die Capitalisten der vereinigten Provinzen bereit, die nöthigen Gelder zu allen möglichen Urbelten vorzustrecken. Gogleich erhielt alles ein andres Aussehen, alles ward neu belebt. Aber man führte zu kostbare Gebäude auf; eine epidemische Krankheit raffte eine ungeheure Menge Sklaven weg, und alle überliessen sich dem ausschweifendsten Zusatz. Diese Verschren und widrige Zufälle segneten die Schuldner außer Stande ihr Wort zu halten.

Buz

Zuletzt erlaubten sie sich, um nicht allen Credit zu verlieren, Gelder von drey bis vier pro Cent monatlich aufzunehmen. Dieses thörichte Verfahren machte ihre Schuldlast immer untilgbarer; und die Gefängnisse füllten sich mit Schuldbigen oder Unglücklichen. Um diese schöne Niederlassung von einem gänzlichen Verfall zu retten, war die Compagnie gezwungen die Schulden auf sich zu nehmen. Sie forderten aber von den Pflanzern, daß sie ihnen den ganzen Ertrag ihrer Produkte liefern sollten, bis alle Schuldner bezahlt wären.

Vor dieser Einrichtung hatten die Agenten des Monopoliums die Festungen verfallen lassen. Sie hatten die Waffen und Kriegsvorrath verkauft, und allen Soldaten die darum anhielten, erlaubt in ihr Vaterland zurückzufahren. Dieses Verfahren hatte die Macht der Regierung geschwächt, und läßte den Portugiesen die Hoffnung ein, daß sie eines Tages das frende Joch abschütteln könnten. Der Vertrag mit dem Feinde, der ihnen alle Unnachmlichkeiten des Lebens, deren sie gewohnt waren, entzog, bewog sie die Revolution zu beschleunigen.

Zu diesem Zwecke verbanden sich die mutigsten 1645. Ihr Anschlag war, alle Holländer die an der Regierung Theil hatten, mitten in der Hauptstadt Fernambuk an einem öffentlichen Gesetztag umzubringen, und nachher über den Pöbel

zu fallen, der ganz wehlos wäre, weil er sich außer Gefahr glaubte. Die Verschwiebung wußte er nicht, aber die daran Theil nähmten, hatten noch die Zeit aus der Stadt zu flüchten, und sich in Sicherheit zu geben.

Ihr Haupt war ein Portugiese von geringer Geburt, Mahmens Johann Fernandez de Pierq. Aus einem blosen Bedienten war er Faktor und endlich Kaufmann geworden, durch seine Geschicklichkeit hatte er sich großen Reichthum erworben, seine Redlichkeit verschaffte ihm allgemeines Vertrauen, und durch seine Freigebigkeit verknüpfte er das Interesse unzähliger Menschen unzertrennlich mit dem seinigen. Der einmal fehlgeschlagene Versuch vernahm seiner großen Seele nicht den Muth. Ohne Bewilligung und ohne den Schutz der Regierung wagte er es, einen Krieg anzufangen.

Sein Nahme, seine Tugenden und seines Anschläge versammelten die Brasilier, die portugiesischen Soldaten und selbst die Landbesitzer um ihn. Er floßte ihnen sein Vertrauen, seine Thätigkeit und seinen Muth ein; jeder drängte sich zu ihm; jeder will mit ihm siegen oder sterben. Er siegt, und schlummert nicht auf seinen Vorbeern. Er läßt den Geschlagenen nicht die Zeit sich zu besinnen. Einige Widerwärtigkeiten die er mitten in seinem Glücke erfährt, entwickeln und immer mehr

mehr die Stärke seiner Seele, seinen immer thä-
tigen Erfindungsgeist und die Erhabenheit seines
Charakters. Er zeigt sogar nach dem Unglück
noch einen drohenden Blick, und ist durch seine
Standhaftigkeit furchtbarer als seine Tapferkeit.
Das Schrecken, so er um sich verbreitet, erlaubt
seinen Feinden nicht mehr im Felde zu bleiben,
und in diesem Augenblick des Ruhms erhielt Vie-
ra Befehl einzuhalten.

Seit dem Waffenstillstande hatten sich die
Holländer einiger Plätze in Afrika und Asien be-
mächtigt, die sie sich hartnäckig zu verlassen weigerten. Der Hof von Lissabon mit Sachen von
größerer Wichtigkeit beschäftigt, hatte nicht dar-
an denken können sich Gerechtigkeit zu verschaffen.
Aber sein Unvermögen machte sein Misvergnügen
nicht geringer. Bei diesen Gesinnungen war es
ihm sehr unangenehm, daß die Republik in Brasi-
lien angegriffen wurde; er hatte sogar unter der
Hand die Anfänger des Krieges begünstigt. Die
Vorsicht die er immer dabei gebrauchte in Ameri-
ka sagen zu lassen und in Europa selbst zu sagen,
daß diese Unruhen wider seinen Willen geschahen,
und er die Urheber derselben gewis dafür bestrafen
würde, gab der Compagnie lange Zeit Hoffnung,
daß der Aufruhr keine Folgen haben würde. Ihr
Geiz erwachte doch endlich, nachdem sie sich nur
zu lange durch diese falschen Versicherungen hat-
ten

ten hindern gehen lassen. Da Johann der viette erfuhr, daß man in Holland ansehnliche Zurüstungen machte, und er befürchtete in einen Krieg verwickelt zu werden, den er glaubte vermeiden zu müssen, nahm er sich endlich ernstlich vor, den Feindseligkeiten in Brasilien ein Ende zu machen.

Vieta, der um seinen Plan auszuführen nichts hatte als Geld, Credit und Geschicklichkeit, überlegte nicht einmal, ob er gehorchen sollte. Wenn der König, sagte er, von unserem Eifer, seinem eigenen Interesse und unserm Fortgange unterrichtet wäre, würde er,statt uns die Waffen aus der Hand zu reissen, uns aufmuntern fortzufahren und mit seiner ganzen Macht unterstützen. Hierauf nahm er sich vor, aus Furcht das Feuer seiner Begleiter möchte erkalten, die Sache möglichst zu beschleunigen. Das Glück blieb ihm auch so günstig, daß er mit Hülfe des Baretto, des Bidal und einiger andern Portugiesen, welche ihrem Vaterlande dienen wollten und konnten, die Holländer völlig zu Grunde richtete. Die wenigen unter diesen Republikanern, die dem Schreidt und der Hungersnoth entgangen waren, räumten Brasilien durch eine Capitulation vom 28sten Januar 1654.

Wie sehr verändert sich doch der menschliche Geist! Alle diese Gegebenheiten sind in der That, und scheinen uns auch nur die Folge gewisser poli-

litis

litischen, moralischen oder physischen Ursachen; und Vieira ist in unsren Augen nur ein beredter Enthusiast. Man versze sich aber in die Zeiten der Juden, da sie noch Pflanzschulen von Begeisterten hatten; der Griechen, da man noch von allen Orten nach Delphos gieng; der Römer, da man kein grosses Unternehmen wagen wollte, ohne die Eingeweihe der Opferthiere und die heiligen Hühner zu Rathen zu ziehen; unserer Vorfahren, zu den Zeiten der Kreuzzüge. Man seze an die Stelle des Vieira einen Propheten, eine Pythia, einen Wahrsager, einen Bernard; und die brasiliische Revolution wird mit einem mal ein übernatürliches Wünschn bekommen. Es wird Gott seyn, welcher durch den heiligen Muth einer außerordentlichen Person erweckt hat.

Der Friede, den die vereinigten Provinzen einige Monathe nachher mit England schlossen, schien sie in den Stand zu setzen, die wichtigen Besitzungen wieder zu erlangen, die sie durch eine falsche Sparsamkeit und andre unglückliche Umstände verloren hatten. Aber die Republik und die Compagnie vereitelten die Erwartungen aller Nationen. Der Friede von 1661, der den Streitigkeiten der beiden Mächte ein Ende mache, versicherte Portugal den Besitz des ganzen Brasiliens, und dieses versprach an seiner Seite den vereinigten

vielen acht Millonen an Gelde oder Waaren zu bezahlen.

So entging den Holländern eine Eroberung, welche die reichste europäische Colonie in der neuen Welt werden und der Republik ein Ansehen geben konnte, welches sie nie durch ihr elernes Land erhalten wird. Aber um sie zu erhalten, musste der Staat selbst die Verwaltung und den Schutz derselben übernehmen; und um blühend zu werden musste sie einer gänzlichen Freiheit genießen. Unter diesen Bedingungen hätte man Brasilien erhalten, und es würde die Nation bereichert haben, anstatt eine Compagnie zu Grunde zu richten. Unzücklicherweise fante man das einzige Mittel nicht Länder in Amerika durch den Anbau nützlich zu machen, und das dieser Fortgang nur die Folge eines freien Handels für alle Bürger unter dem Schutze der Regierung seyn könne.

Sobald ein dauerhafter Vergleich die Portugiesen von den Feinden befreit hatte, die von ihnen so oft überwunden und gedemüthigt waren, giengen ihre Bemühungen dahin, ihren Besitzungen Festigkeit zu geben und deren Reichthumet zu vermehren. Einige Einrichtungen die man damals für das allgemeine Beste mache, waren unglücklicherweise eine Folge des Vorurtheils und der Unwissenheit. Dennoch waren sie unendlich besser

besser als alles was man bis auf diese denkwürdige Zeit bisher gethan hatte.

Indessen daß der Hof zu Elissabon diese Colosse in gehörigen Stand zu setzen suchte, waren einige der thätigsten Unterthanen bemüht ihren Umfang zu erweitern. Sie breiteten sich gegen Süden bis an den Fluss Plata und gegen Norden bis an den Amazonenfluss aus, und da die Spanier im Besitz dieser beiden Flüsse waren, entschlossen sie sich, sie zu vertreiben, oder mit ihnen die Herrschaft über dieselben zu theilen.

10.

Niederlassungen der Portugiesen aus Amazonenflusse.

Der Amazonenfluss, welcher wegen seiner ungeheuren Größe so berühmt ist, dieser große Vasall des Meers, dem er seinen Tribut bringt, nachdem er von so viel kleinen Vasallen eben denselben erhalten, scheint seinen Ursprung aus den Erdmänen zu haben, die sich aus dem östlichen Gebirge ergießen, und nachher in einer grossen Ebene vereinigen, um diesen großen Strom zu bilden. Die gewöhnliche Meinung ist, daß er aus dem See Laurieoche kommt *), welcher eine Art

*) Nach Peter Samuel Frey, der 1702. eins Charste vom Amazonenflusse bekannt machte, den er von

Art von Wasserbehältnis der Cordilleras ist. Es liegt in dem Gouvernement Guanuco, dreysig Meilen von Lima, im elften Grade südlicher Breite. Dieser Fluss nimt in seinem Lauf von tausend oder eishundert französischen Meilen eine ungeheure Menge anderer Flüsse auf, wovon verschiedene eine sehr beträchtliche Größe haben, und sehr breit und tief sind. Zu seinen Gewässern befinden sich ungähnliche Inseln, die aber zu vielen Überschwemmungen unterworfen sind, um bebaut zu werden. Endlich ergießt er sich unter dem Äquator durch eine Mündung von funfzig Meilen breit in den Ocean.

Diese Mündung entdeckte Vincent Nunez Pinzon, ein Gefährte des Columbus 1500, und sein Ursprung wurde, wie man glaubt, 1538. von Gonzalo Pizarro entdeckt. Sein Lieutenant Orellana schiffte sich auf diesem Flusse ein, und unters

von seinem Ursprung an bis ans Meer bereisst hatte, erstreckte sich die ganze Länge des Amazonenflusses auf 1800 französische Meilen, er stärzt sich durch vier und achtzig Mündungen ins atlantische Meer, wo seine Breite wol achtzig Meilen betragen mag. Er bringt dem Meer eine solche Menge Wasser, daß solches auf dreißig Meilen von seinem Ausflus den gewöhnlichen Gezeitenmuth verliert. v. Lettres édifiantes T. 8. C. 286.

untersuchte die ganze Fährte seitdem Laufst. *) Er hatte mit einer Menge Nationen zu streiten, die seine Fahrt mit ihren Waffen zu verhindern suchten, und ihn vom Ufer mit Pfeilen verfolgten. Ohne Zweifel stellte damals der Anblick einiger Wilden, ohne Bart, wie man die mehresten amerikanischen Völker gefunden hat, der lebhaften Einbildungskrafft der Spanier eine Imitate von kriegerischen Weibern dar, welches den befehlshabenden Officier bewog, diesen Fluss Amazonenfluss zu benennen, unter welchen Rahmen er bekannter ist, als unter den beiden andern Maranhon, und Orellana.

Man muß sich wundern, daß Amerika in den Köpfen der Spanier kein Wunderwerk herbeigesbracht hat. Denn obgleich sie nie weder die Feinheit des Geschmacks, die Reizbarkeit der Empfindung, noch die Anmuth der Griechen gehabt haben, so hat sie doch die Natur dadurch entschädigt, daß sie ihnen einen gewissen Stolz des Charakters, eine Erhabenheit des Geistes, und eine eben so fruchtbare und wärmere Phantasie geschenkt hat, als sie keinem andern Volke mittheilte.

Die

*) Gonzalo Pizarro ward damals mit 340 Spaniern von Quito aus auf Entdeckungen ausgesandt. Orellana trennte sich von ihm, und fand auf dem Flusse Coca in den Amazonenfluss, den er hernach bis an seine Mündung befuhrt.

Die Griechen thaten keinen Schritt in oder außer ihrem kleinen Landgen, daß ihnen nicht ein Wunder aufgestossen wäre. Auf dem Pindus erblickten sie den Apoll von den neun Neufen umgeben. In den Höhlen von Lemnos hörten sie die Hammer der Enclopen erschallen. Sie bevestigten den Prometheus am Caucasus. Sie zertrümmerten die Riesen unter der Last der Berge. Wenn der Etna brüllt und Staubne von Flammen ausswirft, so ist es Typheus der seine Brust erhebt. Ihre Felder und Waldungen waren mit Satyren und Faunen bevölkert. Jeder von ihren Dichtern war bey ihren Tänzen zugegen gewesen; und eine ganz neue Schöpfung bleibt todt bey dem Anblick eines Spaniers. Ihn röhrt nicht das Ungewöhnliche der Gegenden, die Verschiedenheit der Pflanzen und Thiere, noch die malerischen Sitten einer Art Menschen, die vor ihm gänzlich unbekant waren.

Womit beschäftigte er denn seine Gedanken? mit Eddten, Würgen und Pfändern. Der Durst nach Gold, der ihn gebückt am Fuße der Berge hält, erniedriget ihn zu der Stellung und Fähigkeit eines Thieres.

Seit den Zeiten des Theseus und Herkules hatten die Griechen Amazonen erdichtet. Mit diesen Fabeln schmückten sie die Geschichte ihrer Helden, ohne einmal den Alexander auszunehmen; und

und die Spanier von diesem Traume des Elterthums eingenommen, verpflanzten ihn in die neue Welt. Denn es läßt sich kein wahrscheinlicherer Stand für die Melierung angeben, die sie in Amerika und Europa ausbreiteten, daß es eine Republik Erlegerischer Weiber gäbe, die nicht in Gesellschaft der Männer lebten, und sie nur einmal des Faches unter sich aufnahmen, um das Vermögen zu haben sich fortzupflanzen. Um dieser romanhaften Idee besto mehr Gewicht zu geben, sagten sie, und das mit Wahrheit, daß die Weiber in der neuen Welt alle so unglücklich wären, und mir so viel Verachtung und Unmenschlichkeit behandelt würden, daß eine große Anzahl unter ihnen gemeinschaftlich den Entschluß gefaßt hätten, das Joch ihrer Tyrannen abzuschütteln. Die Freiheitheit ihres in die Wildere zu folgen, ihre Lebensmittel und Gepäcke in den Kriegen und auf der Jagd zu schleppen hätten sie ganz natürlich, setzte man hinzu, zu einen so mutigen Entschluß bewogen.

Aber konnten Weiber, die einen so gegeudeten Haß gegen das männliche Geschlecht hatten, sich entschließen, Mütter zu werden? Oder konnten Männer, die ihre Gattinnen in einen so unerträglichen Zustand versetzt hatten, sie nachher aufsuchen, da sie von ihnen verjagt wurden, sobald das Geschäft der Fortpflanzung geendigt war? Konnte

Romme, das sanfteste mitleidigste Geschlecht keine Kinder, unter dem Vorwande daß es nicht Eroh-
ter wären, tödten oder aussetzen; und also in fah-
tem Blute, und mit gänzlicher Uebereinstimmung,
Abscheulichkeiten ausüben, deren die Wuth und
Verzweiflung nur wenige einzelne Menschen fä-
hig macht? Kann aber eine aristokratische oder
demokratische Republik, wo zur Regierung Ge-
schlechtlichkeit erfodert wird, von einem Weibesge-
regt werden. Obgleich ein monarchischer Staat,
wo man nur zu wollen braucht, schon von einzel-
nen Weibern beherrscht worden ist, und es in
Zukunft wieder seyn wird? Man erwäge die or-
ganische Schwäche des Geschlechts; ihre heimliche
beständige Kränklichkeit; ihre natürliche Furcht-
samkeit; die Beschwerlichkeit der Arbeiten im ges-
ellschaftlichen Leben, sowohl im Frieden als Krie-
ge; den Abscheu gegen das Blut; die Furcht der
Gefahren; und man vereinige, wenn man kann,
alle diese Schwierigkeiten mit der Möglichkeit ei-
ner weiblichen Republik.

Wenn gleich einige sonderbare Vorurtheile
mitten unter uns Gesellschaften beiderley Geschlechts
haben errichten können, die ungeachtet des Bedürf-
nisses und natürlichen Verlangens, welches sie
verbinden sollte, getrennt leben; so ist es doch
nicht in dem Lauf der Dinge, daß der Zufall Wohl-
fer

ter von Männern ohne Weiber *), und noch weit weniger von Weibern ohne Männer hervorbringen sollte. So viel ist gewiß, seitdem man von dieser politischen Verfassung spricht, ist es nicht möglich gewesen irgendwo die Spuren davon zu entdecken, so viel Mühe man auch angewandt hat. Es wird also mit diesem Wunder wie mit vielen andern seyn, deren Daseyn man immer glaubt, ohne zu wissen wo sic egistiren.

Die Beschaffenheit dieses Phänomens der Amazonen sey nun welche sie wolle, so verbreitete die Reise

*). Dennoch gab es selbst in Europa bis 1775. einen solchen Staat, wo bloß kriegerische Männer ohne Weiber lebten, die sich durch Ueberläufer aller Nationen, Russen, Polen und Tataren etc. bilden und vermehrten, die Caprioger Rosas sen oder Heldentaten am Dneper. Eine ordentliche Ehe war ganz von ihrer Verfassung ausgeschlossen, und es durstet kein Weibsbild in die Setsche kommen. Dennoch waren sie zu zweitens auf 40000 Mann angewachsen, und 1764. waren wirklich 27117. von ihnen in Russischen Diensten. Im letzten Türkenkrieg wollten sie sich unabhängig machen, und reizten die benachbarten Russischen Untertanen zum Aufstand; daher ward 1773. ihre ganze Verfassung aufgehoben, und viele von ihnen sind Colonisten geworden. S. Georgis Beschreibung Russischer Nationen, vierte Ausgabe, S. 326.

Reise des Orellana doch weniger leicht als sie Neugierde erregte: Die bürgerlichen Kriege, von denen Peru damals verheeret wurde, erlaubten nicht, daß man diese Neugierde damals befriedigte. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, bot Pedro d'Orsua ein Edelmann aus Navarra dem Vizekönig 1650. an, diese Fahrt wieder zu unternehmen. Er reiste von Eusco mit 700 Mann ab. Diese Ungeheuer von Blut gendhrt und durstend nach dem aller Rechtschaffenen, erwürgten ihren Befehlshabrer der die Ordnung liebte. An seine Stelle ertröhsten sie, mit dem Titel eines Königs, einen wilden Biskayer Mahmens Lopez von Aguirra, der ihnen alle Schätze der neuen Welt versprach.

Durch diese verührerischen Hoffnungen erhitzt, segeln die Barbaren auf dem Amazonenflusse nach dem Westmeer, und landen auf der Dreieinigkeitsinsel. Der Gouverneur der Insel wird umgebracht, und das Land geplündert. Die Küsten von Cumana, Cartagena und St. Martha wurden noch schrecklicher verwüstet, weil sie reicher waren. Endlich drangen sie in Neugrenada ein, um Quito und das Innere von Peru zu erreichen, wo alles mit Feuer und Schwert verheeret werden sollte. Ein Haufen Truppen, die man eifrig zusammengezogen hatte, greift diese Büthrie an, schlägt und zerstreut sie. Aguirra, der

der keine Hoffnung zu entkommen hofft, bezeigt seine Verzweiflung durch eine abscheuliche That. „Mein Kind,“ sagt er zu seiner einzigen Tochter, „die ihn auf seinen Reisen zu begleiten pflegte, ich hoffte dich auf den Thron zu erheben; meine Hoffnungen sind vereitelt. Meine und deine Ehre erlauben mir nicht dich leben zu lassen, damit du die Sklavin meiner Feinde werdest. Stirb von der Hand eines Vaters.“ „In derselben Augenblick erschiesst er sie mit seinem Gewehr, und stöhnt noch, um sie vollends zu tödten, einen Dolch in ihr klopfendes Herz. Nach dieser schrecklichen Handlung verliert er den Muth; er wird gefangen und gevierteilt.“

Diese unglücklichen Begebenheiten machten, daß man den Amazonenfluss aus den Augen verlor. Er wurde während einem halben Jahrhundert gänzlich vergessen. Einige Versuche, die man in der Folge anstellte, um neue Entdeckungen zu machen, waren schlecht ausgesonnen und wurden noch schlechter ausgeführt. Der Ruhm, die Hindernisse zu überwinden, die sich bei Erforschung dieses großen Flusses fanden, war den Portugiesen aufzuhalten.

Diese Nation, welche noch einige Überbleibsel von Kraft und Muth besaß, hatte seit einigen Jahren eine Stadt Namens Belem an der Mündung desselben erbauet. Pedro Teixeira reiste mit
Macht von Staatskunst. B eines

einer Menge Böte von Indianern und Portugiesen bemannnt 1688. von dort ab. Er segelte vom Amazonenfluss bis an die Mündung des Napo heraus, und nachher den Napo selbst, der ihn bis nahe an Quito brachte, wo er ans Land gieng. Der Haß, der die Spanier und Portugiesen trennte, obgleich sie unter einer Regierung standen, hinderte doch nicht, daß man den Tereira mit aller Achtung und allem Vertrauen aufnahm, die ein Mann verdiente, der so grosse Dienste leistete. Er setzte seine Reise weiter fort, in Begleitung zweyer aufgeklärten Jesuiten des Acunha und Artieda, denen man auftrug, seine Bemerkungen zu bestätigen und neue zu machen. Das Resultat beider Reisen, welche gleich genau und glücklich waren, wurde dem Madriter Hofe zugeschickt, wo es ein außordentliches Project veranlaßte.

Seit langer Zeit war die Verbindung zwischen den spanischen Colonien sehr beschwerlich. Feindliche Seeräuber, welche in dem Nördlichen und Südlichen Meere kreuzten, machten den Handel unsicher. Selbst diejenigen ihrer Schiffe, die sich schon bey der Havannah versammelt hatten, waren nicht außer Gefahr. Die Galleonen wurden sehr oft von Geschwadern angegriffen die sie wegnahmen, und beständig von Capern verfolgt, denen es selten mislang, einige dieser Schiffe zu erobern, die sich durch übles Wetter oder ih-

ten langsamem Lauf von der Convoy entfernt hatten. Der Amazonenfluß schien ihnen geschickt diesen Unfällen abzuhelfen. Man hielt es für möglich, und sogar leicht, die Schäze von Neugrenada, Popayan, Quito, Peru und selbst von Chili auf schiffbaren Flüssen, oder mit geringen Kosten zu Lande, dort hinzuschaffen. Waren sie nun bis an die Mündung geschifft, so fanden sie in dem Hafen von Para Galleonen bereit, solche weiter zu bringen. Die brasilische Flotte würde die spanische verstärkt haben, man würde in aller Sicherheit in einer wenig bekannten und unbesuchten Gegend abgereiset seyn, und das Unsehen dieser vereinigten Flotte wäre im Stande gewesen, alle Hindernisse auf ihrer Fahrt nach Europa zu überwinden. Mit der Revolution, die den Herzog von Braganza 1640. auf den Thron setzte, verschwanden alle diese grossen Unternehmungen. Jede Nation war jetzt nur darauf bedacht, sich den Theil des Flusses zuzueignen, der ihr am bequemsten lag.

Die spanischen Jesuiten unternahmen eine Mission nach dem Lande zwischen den Ufern des Amazonenflusses und des Napo, bis dahin wo diese beiden Flüsse sich vereinigen, auszuschicken. Der Missionarius, von einem einzigen seiner Landsleute begleitet, versorgte sich mit Axten, Messern, Nähnadeln und andern Werkzeugen von Eisen,

und vertiefe sich in undurchdringliche Wälder. Er brachte ganze Monate zu, auf die Bäume zu klettern, um irgendwo eine Hütte zu entdecken, einen Rauch zu bemerken, oder den Ton einer Trommel oder Pfeife zu hören. Sobald er versichert war, daß es Wilde in der Nachbarschaft gäbe, näherte er sich ihnen. Die mehresten flohen, zumal wenn sie im Kriege begriffen waren. Diejenigen die er erreichen konnte, ließen sich durch die Geschenke, den ihre Unwissenheit einen grossen Werth beilegte, verführen. Dies war die einzige Veredtsamkeit, die die Missionare zeitig ernteten, oder nöthig hatten.

Wenn sie auf diese Art einige Familien beisammen hatten, führten sie solche an den vorher gewählten Ort, einen Flecken anzulegen. Aber selten gelang es ihnen, sie zu behalten, oder an den Boden zu fesseln. Beständiger Reisen gewöhnt war es ihnen unerträglich, ihre Wohnung niemals zu verändern. Der unabhängige Zustand in welchem sie gelebt hatten, schien ihnen vorzügliches als die Neigung zum gesellschaftlichen Leben, die man ihnen einföhrte wollte; und eine unüberwindliche Abneigung zur Arbeit führte sie natürlich wiederweise in ihre Wälder zurück, wo sie ihr ganzes Leben ohne Arbeit zugebracht hatten. Selbst diejenigen, die durch die Autorität oder die väterliche Worsorge ihres Besitzgebers zurückgehalten wurden

wurden, zerstreueten sich, sobald es auch noch so kurze Zeit abwesend war, und sein Tod zog unfehlbar den gänzlichen Ruin der Niederlassung nach sich.

Es ist unmöglich, daß nicht jeder denkende Ge-
set sich hier selbst frägt, durch welche sonderbare
Thorheit ein Mensch, der in seinem Vaterlande
alle Bequemlichkeiten des Lebens genießt, bewo-
gen werden kann, das mühsame elende Amt eines
Missionarien zu übernehmen; sich von seinen
Freunden, Verwandten und Mitbrüdern zu ent-
fernen; Wälder zu durchsegeln, um sich in die
Wälder zu vertiefen; sich allen Schrecken des äu-
ßersten Mangels auszegen; bei jedem Schritte Ge-
fahr laufen von wilden Thieren zerrissen, oder
ungesitteten Menschen getötet zu werden; sich un-
ter ihnen niederzulassen; ihre Sitten anzunehmen;
ihre Beschwerden und ihre Armut zu theilen;
sich der Gewalt ihrer Launen oder Leidenschaften
zu überlassen, wenigstens so lange bis sie ihre
Sprache gelernt und sich ihnen verständlich machen
konnten? Wenn es aus Enthusiasmus für die
Religion ist: welchen schrecklichen Beweggrund
kann man sich alsdenn denken? Ist es aus Ehr-
furcht für ein Gelübde des Gehorsams gegen Ober-
re, welche euch sagen, Geh, und die man nicht.
ohne Meineid, oder vom Glauben abzufallen, um
die Gründe ihrer Befehle befragen darf. Welche
Macht

Macht entweder zu schaden oder zu helfen haben alsdenn nicht herrschsüchtige oder heuchlerische Herren, die so despoticsh befehlen, und denen man so blindlings gehorcht? Ist es aus einer tiefen Empfindung des Mitleidens gegen einen Theil des menschlichen Geschlechts, den man sehnlichst der Unwissenheit, der Dummheit und dem Elende zu entreissen wünscht: so keine ich keine heldenmüthigere Tugend. Was die Beständigkeit anbetrifft, mit welcher diese außerordentlichen Männer in einer so abschreckenden Laufbahn beharrten, so hätte ich geglaubt, daß die lange Gewohnheit unter Wilden zu leben, sie selbst zu Wilden gemacht haben würde; und ich würde mich in meiner Vermuthung geirrt haben. Es ist von allen menschlichen Eitelkeiten die rühmlichste, die sie aufrecht erhielet.

Mit diesem Geiste hatten die Jesuiten, am Amazonenflusse Hindernisse weggeräumt, die unüberwindlich schienen. Ihre Mission, welche 1637. *) angefangen ward, fäste 1766. sechzehn

*) Nach den eigenen Berichten der Missionarien (Lettres edifiantes, T. 8. p. 289.) siengen ihre Bemühungen, Christenthum und Cultur unter diesen Wilden zu verpflanzen, nicht früher, als 1658. noch weniger schon 1637. an, wie der Verfasser meint. Sie breiteten sich doch weiter: als an der nordlichen Küste des Maranhon, sind längst den

tausend Einwohner, in sechs und dreißig Dörfer vertheilt, in sich. Von diesen Dörfern lagen zwölf am Napo und vier und zwanzig am Amazonenflusse. Sie waren eins von dem andern zwey, zehn, funfzehn und sogar zwanzig Tage reisen entfernt. Die mehresten bestanden aus einzelnen Personen aus vielen Nationen, die alle hartnäckig an ihre Sprache, Sitten und Gebräuche gebunden waren, und denen man nie angezöhnien konnte sich als Glieder einer Gesellschaft zu

den Ufern des Napo aus, und besuchten die Wilden, welche südwärts des Maranon, an den Flüssen Pastaza, Guallagua und Ucayale umher streiften. Borgia, dreihundert Meilen von Quito, war der Hauptort dieser Mission, welchen man unter dem allgemeinen Namen de los Maynas zu begreifen pflegte. Zu den neubeklehrten Völkern dieser Mission gehörten die wegen ihrer grossen Einfalt lange berüchtigten Yameps, die am südlichen Ufer des Maranon, westwärts des Napo wohnten. Viele von ihnen kouten nicht über fünf, ja nicht über drey zählen. An statt drey sagten sie zwey und ein, vier drückten sie durch zwey und zwey, fünf durch zwey und zwey und ein aus, und bey grössern Zahlen legten sie alle ihre Zehen und Finger zusammen. Nach und nach haben sich diese Missionare bis an den schwarzen Flus, die Grenze der Portugiesen ausgebreitet, mit denen die Neubeklehrten in beständigen Fehden verwickelt waren.

zu betrachten. Die Versuche die man mache, dieser Niederlassung eine grössere Ausbreitung zu geben, waren mehrentheils fruchtlos, und konnten auch nicht anders seyn.

Die Weiber in diesem Theile von Amerika sind nicht fruchtbar, und ihre Unfruchtbarkeit wird noch vermehrt, wenn sie ihren Wohnplatz verändern. Die Männer sind schwach, und ihre Kräfte werden durch die Gewohnheit, sich zu often Stunden zu baden, nicht gestärkt. Das Clima ist ungesund, und die ansteckenden Krankheiten häufig. Noch hat man nicht erlangen können, und wahrscheinlicherweise wird es auch nie geschehen, daß die Wilden einige Neigung zum Ackerbau bekämen. Sie finden blos Vergnügen an der Jagd und Fischerey, die der Bevölkerung ungünstig sind. In einem Lande welches häufig überschwemmt wird, giebt es wenig Lagen die zu Niederlassungen geschickt sind. Die mehrensten sind so weit von einander getrennt, daß sie sich nicht wechselseitig beistehen können. Die Missionen die man zu verhindern trachten könnte, sind zu abgesondert, und mehrentheils in unzugänglichen Gegendem verborgen. Auch sind sie in zu geringer Anzahl, und bestehen zumeist nur aus fünf oder sechs Familien.

Unter allen Indiern waren diejenigen, welche die spanischen Jesuiten zusammengebracht hatten und

und beherrschten, die trügten. Jeder Missionar war gezwungen sich an ihres Spize zu stellen, um sie zu verhindern. Cacao, Vanilla und Sassafrass zu sammeln, welche die freigebige Natur ihnen ohne Arbeit darbietet, und die man alle Jahr nach Quito schickt, welches dreihundert Meilen entfernt ist, um sie gegen andere Nothwendigkeiten des Lebens zu vertauschen. Ihr ganzer Reichtum bestand in einer Hütte an allen Seiten offen, aus wilden Sträuchern geflachtet, und mit Palmblättern gedeckt, einigen Werkzeugen zum Ackerbau, einer Lanze, Pfeil und Bogen zur Jagd, Fischhammen zum Fischen, einem Zelt, Hangematte, und einem Boot. Bis zu diesem Punkt hat man ihre Wünsche erweitert. Sie sind so zufrieden mit dem was sie haben, daß sie weiter nichts verlangen. Sie leben ohne Sorge, schlafen ohne Unruhe, und sterben ohne Furcht. Man kann sie glücklich nennen, wenn das Glück mehr in Befreiung von den Leidenschaften besteht, welche die Bedürfnisse verursachen, als in dem vielfältigen Genuss, den diese Bedürfnisse erfodern,

Dieser aufkeimende Staat, welcher einzig und allein das Werk der Religion ist, hat Spanien bisher noch keinen Vortheil gebracht, und schwerlich wird es je so weit kommen. Man nennt die Gegend dieser Missionen die Provinz Maynas, und sie ist besser als die umliegenden Nachz

Nachbarschaft angebaut. Den Berührern der neuen Welt ist es nie eingefallen, sich in einem Lande niederzulassen, welches keine Metalle oder andre Arten von Reichthum darbietet, die ihren Geiz so gewaltig reizen. Aber die benachbarten Wilden segten sich dort von Zeit zu Zeit.

Indessen daß einige Missionarient die Herrschaft des spanischen Hofes an beiden Ufern des Amazonenflusses errichteten, leisteten andre Missionarient Portugal denselben Dienst. Ungefähr sechs bis sieben Tagereisen unterhalb Povoas, der letzten spanischen Volkerschaft, findet man St. Paul, den ersten der zahlreichen Flecken, den die Portugiesen in einer ungeheuren Strecke, längst dem Hauptflusse und den andern die hineinfliessen, ana gelegt haben.

Wenn das Volk der Manas die Freiheit hätte, mit diesen Nachbaren umzugehen, so könnten sie sich viele Bequemlichkeiten ohne Mühe verschaffen, die sie von Quito nicht bekommen könnten; denn die Cordilleras trennen sie eben so sehr von diesem Lande, als ob ungheure Meere zwischen ihnen lägen. Diese Gefälligkeit von Seiten der Regierung würde vielleicht noch mehrere glückliche Folgen haben. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, daß Portugal und Spanien ungeachtet ihres Nationalhasses sich steten, daß es zum Vortheil beider Nationen gereichen könnte, wenn man diese

diese Freiheit noch mehr erweiterte. Es ist bekannt, daß die Provinz Quito in der Dürftigkeit schmachtet, weil sie keinen Ausgang hat, wo sie die überflüssigen Lebensmittel absezzen kann, an denen es in Para gänzlich mangelt. Diese beiden Provinzen würden, wenn sie sich wechselseitig mittelst des Napo *) und Amazonenflusses bestimmen, zu einem Grade des Wohlstandes gelangen, zu dem sie sich ohne diese Verbindung nie erheben werden. Die beiden Mutterländer würden mit der Zeit grosse Vortheile von diesem thätigen Handel ziehen, der ihnen doch nie schaden könnte, weil Quito unmöglich das kaufen kann, was aus der alten Welt in die neue geführt wird, und Para nur solche Artikel verbraucht, die Portugal von Fremden bekamt. Aber es geht mit den Nationalfeindschaften wie mit den blinden Leidenschaften der Privatpersonen. Nur eine unglückliche Begabenheit ist nöthig, um Familien und Völker ewig zu trennen, deren grösster Vortheil es ist sich zu lieben, zu helfen und gemeinschaftlich das Wohl aller zu befördern. Der Haß und die Rachsucht leiden gern, wenn sie nur auch schaden können. Sie nähern sich wechselseitig von den

Wun-

*) Dieser Fluß entspringt in der Nachbarschaft der Provinz Quito, und fällt von der nördlichen Seite unter dem 30ten Grade östlicher Länge, in den Amazonenfluß.

Wunden, die sie sich schlagen, und dem Blute das einer dem andern entzieht. Welch ein Unterschied zwischen dem Menschen im Stande der Natur, und dem verderbten Menschen in unsren elenden Gesellschaften! Dieser legte scheint alles Uebel zu verdienen, das er sich selbst geschmiedet hat.

Man muß jetzt mehr als jemals verzweifeln, einiges Vertrauen zwischen den beiden europäischen Nationen zuwege zu bringen, die diese Länder unter sich getheilt haben. Seit langer Zeit muttbachte man, daß der Amazonenfluß und Oronoka durch den schwarzen Fluß, wo der portugiesische Hof verschiedene Niederkünftungen hat, verbunden wären. Dieses Problem wurde 1744. durch einige portugiesische Fahrzeuge aufgeloſet, die zuſällig von einem Fluß nach dem andern kamen; dadurch entstand eine neue Quelle von Eifersucht, welche die beiden Regierungen hätten verstopfen sollen, da sie gerade beschäftigt waren, die Streitigkeiten beizulegen, welche so oft den Fluß La Plata mit Blut gefärbt haben.

II.

Die Portugiesen versuchen sich am La Plata niederzulassen. Ihre Streitigkeiten mit Spanien; Vergleich der beiden Mächte.

Die Portugiesen, die sich bald nach den Spaniern an diesem großen Flusse hattcn sehen lassen, ver-

vergessen ihn bald wieder. Nur im Jahre 1553. erschienen sie wieder dort, beschifften ihn bis in die Höhe von Buenos Ayres, und nahmen Besitz von der nördlichen Küste. Diese Gegebenheit hatte keine Folgen, bis der Hof von Lissabon 1680. befahl, daß man die Colonie des heiligen Sacraments an der äußersten Spitze des Landes errichten sollte, welches er als sein Eigenthum ansahe. Dieser Anspruch schien den Spaniern schlecht begründet, und sie zerstörten ohne große Mühe die neuangefangenen Mauern.

Sehr lebhafte Streitigkeiten erhoben sich sowohl zwischen beiden Nationen. Spanien behauptet, daß die neue Colonie innerhalb der Grenzlinie angelegt ist, die die Päpste gezogen hätten. Die Portugiesen leugnen diese astronomische Wahrheit nicht; sie behaupten aber, daß diese Ordnung der Dinge durch spätere Einrichtungen vernichtet worden, vornehmlich durch den Frieden von 1668. welcher den Feindseligkeiten ein Ende mache, und das Schicksal beider Nationen bestimmte. Nach vielen Debatten ward 1681. festgesetzt, die Portugiesen sollten wieder in Besitz des innegehabten Postens gesetzt werden, daß aber die Einwohner von Buenos Ayres eben so gut als sie die streitigen Ländereien anbauen könnten.

Der Krieg, welcher beide Krönen im Anfang dieses Jahrhunderts verunmögigte, zerstörte diesen

vort

vorläufigen Vergleich; und die Portugiesen wurden 1709. wieder von St. Sacrament vertrieben, um durch den Utrechter Frieden wieder eingesetzt zu werden. Dieser Frieden gestand ihnen sogar noch mehr zu, als sie vorher gehabt hatten; denn er versicherte ihnen den ausschließlichen Besitz der Ländereien der Colonie.

Jetzt entstand unter dem portugiesischen Etablissement St. Sacrament und der spanischen Colonie Buenos Ayres ein sehr ansehnlicher Schleischhandel, an dem alle Theile von Brasilien, Peru, und sogar einige Kaufleute der Mutterländer mehr oder weniger Theil nahmen.

Der spanische Hof merkte bald, daß die Schäze der neuen Welt abgeleitet würden; um sie wieder in ihren vorigen Canal zu führen, fand man kein sicherer Mittel, als den Ort wo diese betrügerischen Unterschleife getrieben wurden, so viel als möglich einzuschränken. Die spanischen Minister behaupteten, die Herrschaft der portugiesischen Festung sollte sich nur einen Kanonenschuß weit erstrecken. Und sie besetzten die nördliche Seite des Plata von der Mündung dieses grossen Flusses bis an die Colonie, die ihnen so heftige Unruhe erregte, mit Heerden, Schäfereien, den Flecken Maldenado und Monte Video, und sonst auf alle erfindliche Art.

Diese

Diese unerwarteten Unternehmungen erweckten wieder die ewigen Feindschaften, die der Handel einigermaßen unterbrochen hatte. Die Grenzvölker führten unter der Hand Krieg widereinander; und man erwartete alle Augenblick einen offensären Bruch, als der Vergleich 1750. den Streitigkeiten beider Kronen ein Ende zu machen schien. Durch diesen Vergleich vertauschte Portugal die Colonie St. Sacrament und die umliegenden Ländereien gegen sieben der Missionen, die man schon vor langen Zeiten an dem östlichen Ufer des Uruguay angelegt hatte.

Jetzt war nichts übrig, als diesen Vergleich in Amerika ins Werk zu setzen, und dieß war keine leichte Sache. Die Jesuiten, die sich seit Entstehung ihres Ordens einen heimlichen Weg zur Herrschaft gebahnt hatten, konnten sich der Bergliederung eines Reichs widersegnen, das sie durch ihren Schweiß gestiftet hatten. Außer diesem großen Interesse konnten sie glauben, daß die Sorge für die Glückseligkeit eines biegsamen Volks ihnen obliege, das sich in ihre Arme geworfen und das vollkommene Vertrauen in Ansehung seines Schicksals in sie setzte. Überdem waren die Guaranis nicht überwunden worden. Dadurch daß sie spanische Unterthanen wurden, gaben sie dieser Krone noch nicht das Recht, sie zu veräussern. Ohne über die unveränderlichen Rechte der Völker nachzuge-

gedacht zu haben, könnten sie doch glauben, daß es ihnen allein zukäme zu entscheiden, was ihr Glück befördern könne.

Die Kruppen die beide Mächte von Europa aussandten, und die in der neuen Welt zusammengezogen wurden, verbanden sich, um alle Hindernisse dieses Tractats zu überwinden. Diese Zusicherung erschreckten weder die Jesuiten noch Guaranis. Obgleich die sieben abgetretenen Kolonien nicht öffentlich von den andern unterstüzt wurden, obgleich sie nicht mehr die Führer an ihrer Spitze hatten, die sie bisher zur Schlacht zu führen pflegten, so scheuten sie sich doch nicht, die Waffen zu Verfechtung ihrer Freiheit zu ergreifen. Aber ihre kriegerischen Anstalten waren nicht gehörig eingerichtet. Anstatt sich gänzlich darauf einzuschränken den Feind zu ermüden, und ihm seinen Unterhalt abzuschneiden, den er zweihundert Meilen weit bekommen mußte, wagten die Guaranis ihn auf offenem Felde zu erwarten. Sie verloren zweitausend Mann in einer Schlacht. Dieser große Unfall vernichtete alle Maasregeln. Ihr Muth schien zu sinken, und sie überließen ihre Länder den Übertwindern, ohne den Widerstand zu machen, den man von ihnen gewiß erwartete.

Nach dieser Begebenheit wollten die Spanier Besitz von der Colonie St. Sacrement nehmen. Man weigerte sich aber sie ihnen zu überliefern, unter

unter dem Vorwande, daß die Einwohner am Uruguay nur zerstreut wären, und daß sie ein Land wieder zu erlangen suchen würden, welches sie wider Willen verlassen hätten, bis Spanien ihnen in seinen Ländern einen Wohnplatz angewiesen hätte. Diese wirklichen oder vorgegebenen Schwierigkeiten hinderten, daß der Vergleich ausgeführt wurde. Die beiden Hölfe versuchten ihn zu vermitteln, aber alles verfiel bald wieder in die erste Unordnung.

Seitdem sind diese Wüsteneien beinahe beständig mit Blut benetzt worden, zuweilen durch Feindseligkeiten, die vlos geduldet wurden, zuweilen durch öffentliche Kriege. Nachdem Portugal den Beifand von England verloren hatte, musste es sich Gesetze vorschreiben lassen. Die Friedensbündnisse vom ersten October 1777 und vom elften März 1778. haben diesem Staat ohne Hoffnung, sie je wieder zu erlangen, die Kolonie St. Sacramento entrissen; durch denselben hat es aber das am St. Petersflusse belegene Land wieder erhalten, welches man ihm unter dem abgetuhten Vorwande der Grenzlinie entzogen hatte.

Indessen daß unruhige unternehmende Männer die Gegenden am Amazonen- und La Plata-Flusse verheerten, verbißtigten frischfertige und arbeitsame Bürger wichtige Produkte in Brasilien.

D

liet,

lien, die sie dem Mutterlande übersandten, und dafür alles, was sie brauchten, erhielten.

Die Verbindungen der Portugiesen mit Brasilien waren auf einem falschen Grunde erbauet.

Dieser Tauschhandel wurde vermittelst einer Flotte getrieben, die alle Jahre von Lissabon und Porto im Monat März absegelte. Die Schiffe, aus welchen sie bestand, trennten sich in einer gewissen Höhe, um den Ort ihrer jederzeitigen Bestimmung zu erreichen. Sie versammelten sich aber alle wieder in Bahia, um vereinigt in den Monaten September und October des folgenden Jahres unter Bedeckung der Kriegsschiffe, die sie auf der Hinreise begleitet hatten, nach Portugal zu segeln.

Diese Ordnung der Dinge, die den allgemein angestammten Grundsätzen des Handels so zuwider war, beunruhigte die denkenden Mopfen. Sie wünschten, daß man den Kaufleuten die Freiheit liesse, ihre Schiffe abreisen und zurückzukommen zu lassen, wenn sie es für ihren Vortheil am zuträglichsten hielten. Dieses System würde den Frachtpreis verringert, die Fahrten vereinfacht, die Gemächte verstärkt, und den Ueberbau befördert haben. Die Verbindungen

zwischen der Kolonie und dem Hauptstaate würden lebhafter geworden seyn, und würden der Regierung Eicht und Gelegenheit gegeben haben, den Einfluss ihres Schuges und ihrer Autorität gehörig anzuwenden.

Der Hof zu Lissabon zeigte zu verschiedenen malen einige Neigung, diesen Vorschlaggründen nachzugeben. Er wurde aber durch die Furcht, die einzeln segelnden Schiffe mögten in die Hände der Feinde fallen, abgehalten. Und die Gewöhnlichkeit, welche in der Regierung noch mehr als bey einzelnen Personen vermag, die Gegenbemühungen verschiedener Grossen, die bey einer Veränderung viel verloren hätten, nebst hundert Vorurtheilen, die nicht die gelindste Untersuchung hätten vertragen können, bestätigten ihn bey seinem Entschluß.

Auf diesem unsichern Grunde beruheten die Verhältnisse der portugiesischen Besitzungen in der alten und neuen Welt; als die Entdeckung der Gold- und Diamanten-Minen die Aufmerksamkeit aller Nationen nach Brasilien richtete. Es wurde allgemein geglaubt, daß diese Reichthümer die Goldrie zu einer der einträglichsten Niederlassungen des ganzen Erdhodens machen würden. Europa war noch nicht von diesem Reichtum zurück gekommen, als es mit Erstaunen erfuhr, daß man den wichtigsten Theilen

dieses Landes das Joch eines Monopoliums aufgelegt hatte.

Portugal hatte ohne Hülfe einer Handelsgesellschaft sehr wichtige Entdeckungen in Afrika und beider Indien gemacht; diese waren die Früchte einiger flüchtigen Verbindungen, die die Könige, Edelleute und einige Kaufleute unter sich errichtet hatten, welche mehr oder weniger ansehnliche Flotten nach den dreyen Welttheilen ausrüsteten. Man konnte sich nicht vorstellen, daß ein Volk, welches in den Zeiten der Barbaren so gut wußte, den unschätzbaren Vortheil des Wetteifers zu benutzen, jetzt in einem erleuchteten Jahrhundert ein verderbliches System annehmen sollte, welches zwar in einem kleinen Theile des politischen Körpers alle Triebsfedern der Thätigkeit und des Lebens vereinigte, dagegen aber alle übrigen träge und leblos mache.

Dieser Plan wurde mitten unter den Ruinen von Lissabon ausgesonnen, als die Erde ihre Bewohner von ihrem zerrissenen Schoosse zurückstieß, und ihm keine Zuflucht, keine Rettung übrig ließ, als auf dem Meere oder in der neuern Welt. Die furchterlichen Stösse, die diese prächtige Hauptstädte zerstört hatten, erneuerten sich noch von Zeit zu Zeit; die Flammen, die sie in die Asche gelegt hatten, waren noch nicht erloschen, als eine ausschließende Gesellschaft errichtet

tet wurde, um die unter dem Nahmen Porto so
bekannten Weine, welche das Getränk vieler
Colonien, eines Theils von Norden, und haupt-
sächlich von England sind, den Fremden, nach
Brasilien und sogar im kleinen drey Meilen in
die Runde von Oporto, zu verkaufen. Diese
Gesellschaft hat ein Capital von 5,000,000 Li-
vres, welches in zweihundert Actien, von 2500
Livres jede vertheilt ist. Sie leihet den Eigenthü-
mern der Weinberge, bis auf die Hälfte des
Preises der Weine, denselben war aber vor-
geschrieben, wie viel Wein sie selbst bey den
besten Jahren füstern durften, mehr war ihnen
nicht erlaubt zu machen. Man zahlte ihnen, für
den besten Wein 156 Livres 5 Sous, das Fass zu
zweihundert und zwanzig Maugs gerechnet, und
für den schlechtern nur 125 Livres. Wenn
der Mangel auch noch so groß, und der Absatz
noch so ansehnlich ist, kann der Landmann doch
nicht mehr als eine Zulage von 31 Liv. 5 Sous
für jedes Fass erwarten *).

Palso,

*). Die Monopolisten des Weinhandels haben noch
andere Freiheiten. Ausser ihnen durste keiner
mit Brantwein handeln. Sie hatten das Vor-
recht, Wagen und Fahrzeuge zu ihrem Dienst
zu zwingen. Man zwang wirklich reiche Leute
Actien zu nehmen, Pombal war Director der
Gesellschaft, jede Pipe Wein, deren 40,000
den Fremden und den Colonien überlassen wur-
den, bezahlte ihm drey Crusaden.

Porto, welches durch seine Bevölkerung, seine Reichthümer und Industrie, die erste Stadt von Portugal geworden, seitdem Lissabon so zu sagen verschwunden war, befürchtete mit Grunde, daß sein Handel durch diese unglückliche Veränderung der Rechte der ganzen Nation zum Vortheile einer einzigen Gesellschaft gänzlich zerstört sei. Die Provinz zwischen Duro und Minho, welche die fruchtbarste des ganzen Königreichs war, verließ sich nicht mehr auf ihren Ackerbau. Die Verzweiflung brachte die Nation zum Aufstande, und der Aufstand machte die Regierung grausam. Brodthundert Bürger wurden entweder dem Henker übergeben, zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt, nach den Africanischen Bestrafungen verbannt, oder durch ungerechte Entziehung ihrer Güter an den Bettelstab gebracht.

Den Sten Juau errichtete man für Groß Para und den Maragnon eine ausschließende Gesellschaft, welche ein Capital von 3,000,000 Livres in 1200 Actien getheilt besaß. Vier Jahr nachher wurde der Provinz Fernambuc das nämliche Foch aufgelegt, mit dem Unterschiede, daß dies andere Monopolium ein Capital von 3,500,000 Livres, welches in 3400 Actien vertheilt wurde, besaß. Die beiden Gesellschaften erhalten die Erlaubniß, von den Eßwaggen, nach Abzug aller Urfosten, einen Gewinn von fünfzehn pro Cent.

Cent zu ziehen, und alle Waaren fünf und vierzig pro Cent theurer zu verkaufen, als sie solche in Lissabon gekauft hatten. Man gab ihnen die Freiheit, die Lebensmittel aus den Gegenden, die ihrer Tyrannen unterworfen waren, so gering als es ihnen gefiel, zu bezahlen. Diese außerordentlichen Privilegia sollten zwanzig Jahre dauern, und konten zum grossen Schaden der Epole nie wieder erneuert werden. Jetzt ist der Handel nach diesen brasilischen Provinzen wieder frey, die Gesellschaft von Grosspara ward 1777. und von Fernambuc 1780. aufgehoben.

13.

Bürgerliche, Kriegs- und Religionsverfassung von Brasilien.

Brasilien ist gegenwärtig in neun Provinzen getheilt, wovon jede ihren eigenen Befehlshaber hat. Obgleich diese insgesamt verpflichtet sind, sich nach den allgemeinen Verordnungen des Bizekdnigs zu richten, so sind sie doch beinahe von ihm unabhängig, weil ein jeder seine Verhaltungsbefehle unmittelbar von Lissabon erhält, und auch dort von seinem Departement Rechnung ablegen muß. Sie werden nur auf drey Jahre ernannt, obgleich sie gewöhnlich länger bleiben. Das Gesetz verbietet ihnen, in der ihnen untergebenen Provinz zu heurathen, sich in irgend

irgend ein Handlungsgeschäft einzulassen, Geschenke anzunehmen, und für ihre Umtsvorrichtungen Sponteln zu fordern; und seit einigen Jahren wird dies Gesetz ziemlich streng beobachtet. Daher ist auch nichts seltner, als bey einer dieser Stellen sein Glück anzufangen oder zu machen. Derjenige, der sie freiwillig verläßt, muß wie der Zurückgerufene gewissen Commissarien, die das Mutterland ernennt, Rechenschaft von seinem Verhalten ablegen; und allen Bürgern wird ohne Unterschied erlaubt, Klagen wider ihn vorzubringen. Wenn er in seinem Amte stirbt, so übernehmen der Bischof, der älteste Officier in Kriegsdiensten und die erste Magistratsperson gemeinschaftlich die Regierung, bis zur Ankunft seines Nachfolgers.

Die Jurisprudenz in Brasilien ist völlig der portugiesischen gleich. Jeder Bezirk hat seinen Richter, von dem man an die höhern Gerichtshöfe zu Bahia und Rio Janeiro, und in wichtigen Angelegenheiten sogar nach Lissabon appellieren kann. Nur Groß Para und Maragnon sind den beiden brasilischen Hof- und Landgerichten nicht unterworfen, und ihre Processe werden gleich in der zweiten Instanz nach dem Hauptaate gebracht. In Criminalsachen verfährt man etwas verschieden, der Richter von jedem Bezirk bestraft geringe Vergehen ohne Appellation,

tion, grosse Verbrechen gehödren vor den Gouverneur nebst einigen Beisitzern, welche das Gesetz ernennen.

Ein besonderer Gerichtshof empfängt in jeder Provinz die Verlassenschaften, welche an Erben jenseit des Meeres fallen. Er behält fünf pro Cent statt Sporteln zurück, und überschickt das übrige nach Portugal an einen Ort, der dazu bestimmt ist. Der Fehler dieser sonst guten Einrichtung besteht darin, daß die Schuldner in Brasilien ihr Geld nur in Europa bekommen können.

Der Befehlshaber und vier Magistratspersonen verwalteten die Finanzen jeder Provinz. Ein Bericht von ihrem Verfahren wird jedes Jahr nach der Schatzkammer des Hauptstaats geliefert, und dort sehr strenge untersucht.

Es giebt keine Stadt, oder etwas ansehnlichen Flecken, die nicht einen Stadtrath hätten. Dieser muß die kleinen ihm anvertrauten Angelegenheiten besorgen, und unter der Aufsicht des Gouverneur die leichten Auflagen bestimmen, die der Ort zu seiner inneren bürgerlichen Einrichtung nötig hat. Man hat den Gliedern dieses Rathes verschiedene Privilegia verstattet, unter andern, den Befehlshaber der Colonie vor dem Throne anzuklagen.

Das

Das Kriegswoesen ist in Brasilien auf denselben Fuß eingerichtet als in Portugal und den andern Staaten von Europa. Die Truppen stehen unter jedem Gouverneur, der alle eröffneten Pläne bis zum Capitain vergiebt. Er hat gleiche Gewalt über die Landmilitz, die aus allen solchen Einwohnern besteht, die nicht Hidalgos oder von Adel sind, oder die keine öffentliche Bedienung haben; diese Militz, welche sich selbst eine Uniform halten muß, wird nur im äußersten Nothfall im Innern des Landes zusammen herufen. Allein in Fernambuc, in Bahia, in Rio Janeiro werden sie jährlich einen Monat in den Waffen geübt, und während der Zeit vom Staate besoldet. Die Neger und Mulatten haben ihre eignen Fahnen, und machen ein besondres Corps aus; die Brasilier aber dienen mit den Weissen zusammen. Gegenwärtig zählt man in der Colonie funfzehntausend achtundneunzig Mann regulaire Truppen, und ein und zwanzigtausend achtundneunzig und funfzig Mann Landmilitz.

Obgleich der König als Großmeister des Christi-ordens in Brasilien allein den Genuss der geistlichen Lehren hat, ob er gleich den Vortheil vom Verkauf der Kreuzbulle erhält, sind dennoch in diesem grossen Landstrich der neuen Welt nach und nach sechs Bisthümer entstanden, die insgesamt unter

unter dem Erzbischof von Bahia stehen. ... Dies Erzbisthum ward 1552. gestiftet. Die glücklichen Bischöfe, welche diese angesehene Würde besitzen, sind heinahre sämtlich gebohne Portugiesen, leben sehr bequem von den Vortheilen ihrer Amtsverrichtungen, und einer königlichen Pension von zwölftausend fünfhundert bis dreisigtausend Livres.

Unter den niedrigen Geistlichen werden nur die Missionarien, welche in den indischen Flecken angesetzt sind, von der Regierung besoldet. Die übrigen finden demungeachtet hinlängliche Hülfsmittel in dem Überglauen des Volks, welches sis unterrichten, erbauen und trösten sollen. Ausser einer jährlichen Abgabe, die jede Familie dem Priester entrichten muß, bekommt er für jeds Taufe, jede Heirath und jedes Begräbniss zwenz Livres. Das Gesetz, welches befiehlt, daß die geringen Leute nur die Hälfte, und die armen gar nichts bezahlen solten, wird selten beobachtet. Und die gewöhnliche Habſucht der Geistlichen hat sie sogar verleitet, dieses schändliche Geſtalt in den Gegenden der Bergwerke zu verdoppeln.

Man duldet in Bahia und Rio Janeiro einzige Häuser zur Aufnahme alter Jungfern. Aber niemals ist es in Brasilien erlaubt worden, irgende

gend ein Nonnenkloster zu stiften *). Den Menschen ist es eher geglückt, denn sie haben zwey und zwanzig Häuser von verschiedenen Orden. Unter diesen gehörend die beiden reichsten den Benediktinern, die eben so lüdersch als müsig sind. In dem Goldlande giebt es keine dieser unnützen Anstalten. Die Jesuiten hatten sich ihres Einflusses bey der Regierung bedient, um dem Geseze zu entgehn, welches allen Ordensmönchen verbot, in diesen Gegenden zu wohnen. Und seit ihrer Verbannung ist keine Stiftung mächtig genug gewesen, um eine so ausserordentliche Gnade zu erhalten.

Ohne eine eigentliche Inquisition zu haben, ist Brasilien doch nicht gegen alle Angriffe dieser barbarischen Erfindung sicher. Die Geistlichen der Colonie, welche dieses Tribunal zu seinen Agenten erwählt, haben alle seine blutgierigen Gefünnungen eingesogen. Ihr Fanatismus hat sie zuweilen zu unglaublichen Auschweifungen verleitet. Am mehrsten rözen die Juden ihre unbarmherzige Grausamkeit. Ihre Wuth in diesem

*) Daher pflegten vor Pombals Ministerium die Einwohner von Brasilien häufig ihre Töchter, unter dem Vorwand sie zu erziehen, in portugiesische Klöster zu schicken, die hernach den Nonnenstand wählten, bis dies vom vorigen Könige untersagt ward.

diesem Stücke wurde von 1702. bis 1718. so weit getrieben, daß das Schrecken alle Gemüther ergrif, und viele Länder unbewaut blieben.

Es giebt in Brasilien keine besondere Verordnungen in Ausschung der Sklaven, sic sollten also eigentlich nach dem gemeinen Gesetz gerichtet werden. Da der Herr sie ernähren muß, und die Gewohnheit, ihnen ein klein Stückchen Land zu geben, welches sie an Sonn- und Festtagen für ihren Nutzen bebauen können, ziemlich allgemein ist, so sind diejenigen, welche sparsam und fleißig sind, früher oder später im Stande ihre Freiheit zu erkaufen. Diese wird ihnen selten verweigert, und sie können solche Forderung den Preis, den die Verordnungen festsetzen *), forschend ansetzen.

* Wahrscheinlich hat Portugal in seinen Nebenländern eben die Sklaveneinrichtungen wie Spanien, und was der Verfasser von den Preisen der Freiheit, um den die Sklaven von ihrem Herrn die Freiheit fordern können, ist vielleicht folgende spanische Verordnung. So oft ein Sklave in spanischen Indien erkaufst wird, muß der Preis desselben vor Gericht registriert werden. Sein Herr möß ihm von den wöchentlichen sechs Arbeitstagen zween ganz freih. geben, so, daß der Knecht nur eigentlich fünf Tage in der Woche für seinen Herrn arbeitet. Oft gewinnt ein fleißiger Knecht an diesesal ihm überlassenen Tage so viel, seine Freiheit zu erkaufen. Wenn hat er so viel

berit, im Fall sie unterdrückt werden. Es ist wahrscheinlich aus diesem Grunde, daß man, ungeachtet der grossen Leichtigkeit zu entkommen, keine geflüchteten Negern in dieser grossen Strecke Landes sieht. Die wenigen, welche man blos in dem Bergwerkslande findet, beschäftigen sich friedfertig in der Ferne, die Produkte, die sie zu ihrem Unterhalte brauchen, hervorzubringen.

Die Neger, welche ihre Freiheit erlangt haben, geniessen gleich den Weibern, das Bürgerrecht; beide aber sind vom geistlichen Stande und den bürgerlichen Bedienungen ausschlossen. Sogar in Kriegsdiensten können sie nur in ihren eignen Bataillons Offiziersstellen bekommen. Die Weissen erlauben den Kindern von dieser Farbe selten ihren Nahmen zu führen; und die mehresten begnügen sich damit, eine unerlaubte Verbindung mit ihnen einzugehen. Diese Verbindung, welche die dortigen Eitten erlauben, ist in einem Lande, wo jeder sein Vermögen nach

seinem
erworben, als ein fünftel seines Einkaufspreises
beträgt, so bezahlt er dies seinem Herrn, und
dieser muß ihm einen zweiten Wochenstag frey
geben, so, daß der Herr nur vier Tage Arbeit
von einem solchen Sklaven fordern kann; hat er
erst zwey freye Tage für sich erlangt, so wird es
ihm in der Folge der Zeit nicht schwer, mehrere
Arbeitsstage und seine Freiheit zu erkaufen.
v. Killay's commercial and political. p. 136.

seiner Läune vergeben kann, gar nicht von dem
Gehende verschieden.

14.

Von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zu-
stande der Indianer unter der Herrschaft der
Portugiesen.

Der Zustand der Indier ist nicht immer gleich
gewesen. Anfangs bemächtigte man sich ihrer,
verkaufte sie auf öffentlichem Markte, oder ließ
sie als Sklaven in den Plantagen arbeiten.

1570. verbot Sebastian, daß man die Bras-
siliener zu Sklaven machen sollte, es sei denn, daß
man sie in einem rechtmäßigen Kriege gefangen
genommen hätte: dies Gesetz wurde aber wenig
geachtet, weil die Portugiesen sich zu erniedrigen
glaubten, wenn sie die Erde bearbeiteten, und
nur wenige Arbeiter aus Afrika herüber gebracht
wurden.

Das Edict, welches Philipp der zweite
1593. ausgeben ließ, worin er die Verordnungen
Sebastians bestätigte, und sogar die Skla-
veren der Gefangenen, welche dieser Fürst als
Sklaven zu behandeln erlaubt hatte, auf zehn
Jahre einschränkte, wurde nicht besser befolgt.

Zwei Verordnungen von 1605. und 1609.
stellten die Indier aufs neue, ohne alle Maß-
nahme

mache für vollkommen seyn. Und als Philip der dritte erfuhr, daß man seine Gesetze vernachlässigte, verordnete er 1611. schwere Strafen wider die Verbrecher. Aber zu diesem Zeitpunkt war die Colonie noch unter einer Municipal-Regierung, die mehresten ihrer Vorgesetzten waren selbst in Amerika gebohren; und diese neuen Verordnungen wurden weniger geachtet als die alten.

Indessen widersegten sich die Missionarien immer nachdrücklicher der Tyrannie, mit der man ihre Neubefohrten unterdrückte. Der Hof zu Lissabon gab endlich 1627. ihren dringendsten Bitten nach, und wiederholte aufs schärfste das Verbot, irgend einen Brasilier in der Sklaverey zu lassen. Der Geist der Unabhängigkeit, welcher sich jetzt in der ganzen Colonie aussekte, zeigte bei wankenden Regierung, daß es nicht immer erlaubt ist, selbst das zu wollen was gerecht ist; und diese Befehle wurden acht Jahre nachher gewidert, indem man die Sklaven solcher Leute entzogte, die von einer Negermutter und einem indianischen Vater gebohren waren, und von ersausten Schäben abstammten.

Um diese Zeit hatte man die Holländer aus diesem Theil der neuen Welt vertrieben. Die Schiffahrt nach der afrikanischen Küste, die wegen der blutigen Kriege mit dieser Republikaner unter-

unterbrochen wurde, wird jetzt wieder fortgesetzt. Die Neger wurden in Brasilien häufiger; ihr Dienst war den Portugiesen einträglicher als der der Eingeborenen, die schwächer und weniger arbeitsam waren. Man ersegte diejenigen nicht, welche umkamen, und nach und nach nahm diese Art der Dienstbarkeit ganz ab, ausgenommen zu St. Paul, am Maranhon und Amazonenflusse, wo man noch keine einträgliche Cultur hatte und die Portugiesen zu arm waren, um Sklaven zu kaufen. Die Gezege, welche man 1680. 1713. und 1741. machte, um diese Ueberbleibsel von Barbaren auszurotten, waren fruchtlos *) und um 1755. wurden alle Brasilier wirklich frey.

Die

*) Und mussten es seyn, indem unter gewissen Umständen die Slaverey der Brasilier erlaubt blieb, die der Eigennahm immer vorwenden konnte. Denn nach der königlichen Verordnung von 1680. konnte man unter folgenden Umständen die Eingeborenen zu Slaven machen: 1) Wenn sie in einem öffentlichen gerechten Kriege gefangen wurden. 2) Wenn sie sich den Glaubenspredigern widersetzten. 3) Wenn man sie aus den Händen ihrer Feinde, vom Marterpsal oder dem Scheiterhaufen befreite, wozu sie nach dem Kriegsrechte der Wilden verurtheilt waren. 4) Wenn sie von andern brasilischen Völkern im Kriege gefangen wurden. Vita di Pombal.

T. I. p. 60.

Nachr. von Brasilien.

3

Die Regierung erklärte sie um diese Zeit zu Bürgern. Sie sollten diesen Titel auf dieselbe Art, als die Ueberwindner, führen. Dieselbe Bahn ward ihren Talanten eröffnet; und sie konzentrierten dieselben Ehren erlangen. Eine Begegnung, die so geschickt war gefühlvolle Herzen zu rühren, wurde kaum bemerkt. Man beschäftigt sich mit Vergnügungen, Krieg und politischen Neugkeiten. Eine Revolution, die dem menschlichen Geschlecht vortheilhaft ist, entchlüpfst beinahe immer der öffentlichen Aufmerksamkeit, sogar in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, dieses erleuchteten philosophischen Jahrhunderts. Man spricht vom Glück der Völker, und sieht es selten und fühlt es noch seltner.

Einige Personen, die mit mehr Aufmerksamkeit die interessanteren Szenen beobachteten, die hier und da auf dem Erdboden vorfallen, prophezeiten viel Gutes von dem neuen System. Sie schmeichelten sich, daß die Indier sich jetzt zum Ackerbau wenden, und dessen Produkte vervielfältigen würden; sie hofften, ihre Fleisch würde sie jetzt in den Stand setzen, sich unzählige vorher unbekannte Bequemlichkeiten zu verschaffen; daß der Anblick ihres Wohlstandes den Wilden ihre Wälder verhaft machen und sie zu einer friedfertigen Lebensart geneigt machen würde; ein gänzliches Vertrauen würde unvermerkt unter den Europäern und

und Indiern statt finden; sie würden nur ein Volk ausmachen, und der Lissabonner Hof so vorsichtig seyn, diese schöne Eintracht durch keine übel angebrachte Partheyplichkeit zu stören.

Aber wie verschieden ist die Wirklichkeit von diesen süßen Erwartungen! In den Provinzen Fernambur, Bahia, Rio Janeiro und Minas Geraes sind die Brasilier unter Portugiesen und Regern zerstreut, jedoch ohne ihren Charakter zu ändern, weil man sich keine Mühe gegeben hat, sie zu erleuchten; weil man nicht versucht hat, ihre natürliche Trägheit zu überwinden, ihnen keine Länder ausgetheilt und keinen Schritt gethan hat, um sie zur Nachreiferung zu bewegen.

In Para, Maranhon, Matto Grosso, Goyas und St. Paul hat man die Indianer in hundert und siebzehn Flecken vertheilt. Jedem unter diesen steht ein Weiser vor. Dieser verordnet alle ihre Beschäftigungen, besorgt den Ackerbau, kauft und verkauft für die ganze Gemeinschaft und strafft und belohnt. Er entrichtet dem Agenten der Schatzkammer den Zehnten der Gewächse des Erdbodens. Er ernennt diejenigen, die die Grohsdienste thun müssen, mit welchen man sie drückt. Und diese Subalternen Vorsteher stehen wieder unter einem Haupt, das grosse Gewalt hat.

Diese Umstände haben verschiedene Meinungen veranlaßt. Man würde einen Schriftsteller,

der nie aus Europa gewesen, für sehr verwegen halten, wenn er es wagen sollte, zwischen zwey Parthien zu entscheiden, welche eine Erfahrung von drey Jahrhunderken nicht hat vereinigen können; dennoch erlaubt man mit wenigstens zu sagen, daß einer der hellenstecksten Männer, die je in Brasilien gelebt haben, mit hundertmal wiedeholt hat, daß diejenigen unter den Indiern, deren Handlungen man in der portugiesischen Colonie ihrem eigenen Gedenken überläßt, unendlich mehr Fleiß und Geschicklichkeit besitzen, als die, so man unter einer beständigen Vormundschaft hält.

15.

Zustand des Gouvernements von Para.

Das Gouvernement von Para ist das nördlichste unter allen. Es begreift den Theil von Guiana, welcher den Portugiesen gehört; den Lauf des Amazonenflusses vom Zusammenflusse der Madeira und Marmoreflüsse an; und gegen Osten den Raum, welcher sich bis an den Flusß der Tocantins erstreckt. Es ist der unfruchtbarste und ungesundeste Strich Landes in diesen Gegenden.

Das diesem Gouvernement einverleibte portugiesische Guiana, liegt südöstlich von dem Flusße Oiapoc, bis an den Maranhão. Um 1688. liessen

liesssen sie sich zuerst in diesen Gegenden nieder und erbauten am Flusse Ararawary, südwärts vom Kap Nord (1 Gr. 51 Min. nordl. Breite) die Besitzung St. Anton, sie verliesssen sie aber 1691. wegen einer Ueberschwemmung. Um eben die Zeit ihrer ersten Niederlassung besetzten sie auch das an der Mündung des Maranhon vor den Feindjosen verlassene und zerstörte Fort Macapa und seitdem bereiteten sie sich immer weiter längst dem nordlichen Ufer des Maranhon bis an den schwierigen Fluss aus, und auf diesem Strom landeinwärts in Guiana unter den Wilden, die Spanien sord als Frankreich zu ihrer Herrschaft rechneten. Portugal und Frankreich kamen auch während des spanischen Guarechonkrieges, wegen dieser Besitznahme in Streitigkeiten, die endlich im Utrechtter Frieden zum Vortheil der Portugiesen beigelegt wurden. Die französischen Gründersmacher kannten die Grenzen ihres Nutheils von Guiana nicht, und traten den Portugiesen und Unwissenheit mehr Land ab, als diese je begehrten oder in Anspruch nehmen konten. Vor den Streitigkeiten hatte Portugal hier nur die Küste vom Kap Nord oder eigentlich vom Flusse Pinzon bis zur Mündung des Maranhon in Besitz genommen, allein im Utrechtter Frieden ward ihnen die Küste nordwärts des Pinzon zwei Grad weiter bis am Flus Dyapoc abgetreten, oder das französische Gebiet zwischen dem Dyapoc und Pinzon überlassen, weil die

die Friedensmacher D'hopoc und Pinzon für verschiedene Mahnen eines Flusses hielten. Frankreich hat nachher seinen Fehler wohl eingesehen, aber Portugal seine Oberherrschaft bisher immer behauptet.

Die Hauptorte der Portugiesen liegen am nördlichen Ufer des Amazonenflusses, und sie haben von der Mündung derselben bis zum schwarzen Flusse, die Festungen Paru, Parais und Forte Negro, nebst vielen Missionen zwischen dem Trompeten und Veriera Flus, welche beide in den Maranhon fallen; angelegt. Der schwarze Flus, welcher dem Orinoco mit dem Maranhon vereinigt, wird chedem von den Portugiesen stark wegen des Slavenhandels befahren, die sie hier vor 1755 mit Erlaubnis des Hofes unter den oben angeführten Bedingungen haschen durften, und darüber zu welken mit den Spaniern in Zwischenfällen gerieten; die zwar jetzt durch den Traktat von Ildefonse *) beilegt worden, aber die Grenze ist, wie der erste und zwölftie Artikel ergeben, doch noch nicht ganz berichtigt. Nach diesen dürfen sich die Portugiesen nicht weiter längst den nördlichen Ufern des Maranhon, als bis zur westlichsten Mündung des Japura, oder Yupura, der ebenfalls dem Orinoco mit dem

*) S. oben S. 23, 24.

Maranhon verbindet, ausdehnen, und ihre Züge unter den Wilden Landeinwärts in Guiana, längst beiden Ufern des schwarzen Flusses, hinter den französischen Niederlassungen solten ebenfalls durch Scheidegränzen eingeschränkt werden *).

In Guiana ist der Boden blos in den Gegenden am schwarzen Flusse zum Ackerbau geschickt, auf dessen hohen Ufern man alle Lebensmittel ziehen könnte, welche die besten Colonien in Amerika hervorbringen. Es wohnen aber nur Indianer in dem Lande, die sich beinahe einzlig und allein mit dem Schildkrötenfange abgeben, und die man noch zu nichts mehr hat bringen können, als etwas Holz zu eingekleideten Arbeitern zu fällen. Dieser Fluss nimmt den Cayari auf, wo man 1749. eine Silbermine entdeckte, welche vermutlich aus politischen Gründen niemals bearbeitet worden ist. An der nördlichen Seite sind die Ufer des Amazonenflusses beinahe ganz über schwemmt, und das wenige trockne Land, wird ganz von mancherley Insecten verzehrt.

Obgleich die südliche Seite des Amazonenflusses abwechselnd auch sumpfig ist, so ist das Erdreich doch gemeinlich fester, und wird weniger

*) v. Hartsink Beschryving van Guiana, of de wilde Kust in Zuid America. Vol. I. p. 198 etc.

ger vom Ungeziefer heimgesucht. Die zahlreichen grossen Flüsse, welche sich in denselben ergieissen, machen diese Gegenden noch geschickter zu allen Arten von Ackerbau, und doch giebt es hier noch Feinen.

Die portugiesischen Seefahrer siengen erst 1535. an, den Amazonenfluss zu beschiffen. Alvaro d'Acunha und seine Nachfolger litten beinahe alle Schiffbruch. Nur im Jahr 1615. legte Franciscus Godreira den Grund zu einer Stadt auf dessen Ufer, welche den Namen Belem erhielt. Die Regierung vergab 1663. das Land Macapa an Bento Meciel Parente, und etwas später schenkte sie dem Maeedo die Insel Johannes; über diese beiden Schenkungen wurden nachher wieder mit der Krone vereinigt; erstere durch das Aussterben der Familie, die sie besessen hatte, und letztere durch einen Tausch.

Seit länger Zeit begnügten sich die Portugiesen damit, einige Ausfälle ins Land zu machen, um einige Brasiliere zu haschen. Sie waren blos rostlose verwegen Wilde, welche andere Wilde schwächer und furchtloser als sie zu überwinden suchten. Diese unniügen Grausamkeiten dauerten schon ein ganzes Jahrhundert, als die Missionarienten unternahmen, die herumwandernden Indianer zu civilisiren. Es ist ihnen gelungen, eine ziemliche Anzahl in acht und siebenzig Dörfer zu versammeln,

meln, doch ohne sie ganz best zu sezen. Denn nachdem diese Leute vier oder fünf Monate in der Trägheit und Unthätigkeit zugebracht haben, verlassen sie nach alter Gewohnheit ihre Häuser und Familien, um in den Wäldern die wilden Produkte zu sammeln, die sie mit geringer Mühe neben ihren Häusern bauen oder durch bessere ersetzen können. Das wenige, was sie von wilden Cacao, Agnille, Schildpatte, Brasilischen Zimt, (Cravo), Sassafrisse, Copalbalsam und an vegetabilischer Wolle auf diesen verderblichen und jährlich erneuerten Streifereien erhalten, wird nach Belém, dem Hauptort des Gouvernements, gebracht.

Diese Stadt, welche zwanzig Meilen von der See in einer Gegend steht, die dreizehn Fuß höher als die Oberfläche des Meeres ist, war lange Zeit blos das Magazin der wilden Reichthümer, welche man aus dem Innern des Landes dahin brachte. Endlich haben doch die erkauften Negern es so weit gebracht, daß jetzt in der Nachbarschaft etwas Baumwolle wächst, die im Lande selbst verarbeitet wird; etwas weniges Zuckerrohr, aus dessen schlechten Saft man Brandwein bereitet; und zur Ausfuhr baut man Caffee, Reis und Cacao. Der Handel mit dem Rindvieh, welches auf der Insel weidete, war normals noch ein Vortheil der Stadt Marajo. Jetzt giebt es aber dort kaum genug zu ihrem eigenen Gebrauch.

Vor

Vor dem Jahr 1755. kamen jährlich dreizehn oder vierzehn Schiffe von dem Mutterlande nach dieser Colonie. Seitdem sie aber ein betrogener oder bestochner Minister dem Monopolkunst unterwarf, kamen nicht mehr als vier oder fünf. Der Werth der Sachen, die sie ausführen, beläuft sich selten auf mehr als 600,000 Livres, und diese kleine Summe wird nur um ein geringes durch das Binnenzholz vergrössert, welches die Regierung aufkauen und auf diesen Schiffen ausführen lässt.

Die Volksmenge der Colonie besteht in viertausend einhundert und acht und zwanzig Weissen, neuntausend neinhundert und neunzehn Negersklaven oder freyen Mulatten, und vier und dreisigtausend achtundhundert vier und vierzig Indianern.

Dieses Land, welches endlich 1778. von den Fesseln eines verderblichen ausschliessenden Handels befreit worden, wird jetzt unstrittig von seiner Freiheit Gebrauch machen. Der Hass von Belem, Para genannt, ein Nahme, den man auch zuweilen der Stadt giebt, ist nicht so schlecht als man gewöhnlich glaubt. Der Zugang zu demselben ist freilich beschwerlich. Verschiedene Stürmungen, welche durch eine Menge kleiner Inseln verursacht werden, machen die Schifffahrt langsam und unsicher. Sobald die Schiffe aber

aber an der Rehde angekommen sind, ankern sie in einem schlammigen Boden in vier, fünf auch sechs Faden Wasser. Der Canal, der zu dieser Rehde führt, wird aber immer flacher, und wenn das Wasser fortfährt, in demselben Erde anzusezen, wie es schon seit einem Jahrhundert gethan hat, wird er bald unschiffbar werden.

16.

Zustand des Gouvernementes von Maranhon.

Dieses Gouvernement wird gegen Norden durch den Tocantinsfluss von Para getrennt; gegen Süden von Goyaz, durch den Theil der Cordilleras, den man Guacuragua nennt; und gegen Osten von Fernambuc durch das Gebürge Ypiapaba.

Diese Provinz sahen die Portugiesen zum erstenmale im Jahr 1535, und dies bei Gelegenheit eines Sturms, der sie hieher verschlug. Sie setzten sich hier nicht vor dem Jahr 1599. Die Franzosen bemächtigten sich, 1612, derselben, und wurden drey Jahre nachher wieder vertrieben. Von 1641. bis 44. blieb sie unter dem Joch der Holländer, da die ersten Entdecker sie wieder im Besitz nahmen, und sie seit dem behalten haben.

Die ersten Europäer beschäftigten sich, Alpa, pra auf dem Ufer zu sammeln, welches die Ina Dias

rianer zu ihrem Vergnügen auch thaten. Diese geringe Quelle des Verdiensts versiegte bald; und man sorgte nicht gehörig dafür, sie durch andere zu ersetzen. Die Niederlassung befand sich sehr lange in einem schlechten Zustande, bis man endlich entdeckte, daß die Baumwolle, die in dieser Gegend wächst, die beste in der neuen Welt ist. Die Cultur dieses Productis nimmt jetzt beständig zu, und seit einiger Zeit hat man noch den Reisbau hinzugefügt, ob er gleich schlechter als der orientalische, und ferner als der nordamericanische ist. Man hat verschiedene Versuche gemacht, Gold zu ziehen, das Clima ist diesem Baur aber gänzlich zuwider. Mit dem Indigo scheint man glücklicher zu sein. Und schon jetzt hat man bei besten Rocou in ganz Brasilien.

Der Ort der Colonie, welcher zuerst bebördert wurde, ist die Insel St. Ludewig, welche sieben Meilen lang, vier breit und nur durch einen kleinen Fluss vom vesten Lande getrennt ist. Es liegt eine Stadt von demselben Namen darauf, von welcher der ganze Handel geführt wird, obgleich die Rehde schlecht ist.

Es werden hier verschiedene Gewächse gezogen, die ansehnlichsten Pflanzungen aber sind auf dem vesten Lande an den Flüssen Itapicorte, Mym, Iquara, Vindore und Mearj.

In dem hintern Theile der Provinz und in demselben Gouvernement ist das Land, wo die Paulisten zuerst im Jahr 1571. hinkommen. Man fand grosse Schwierigkeiten, ehe man es unterjochen konnte, und auf der östlichen Seite ist es noch nicht ganz bezwungen. Das Erdreich ist sandig und uneben, ob es gleich erstaunend hoch liegt. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Viehzucht, und ziehen in dieser Gegend, die ganz mit Salpeter bedeckt ist, eine grosse Menge Pferde und Hornvieh, welches sie sehr vortheilhaft an die angränzenden Länder verkaufen: die Schafe arten hier aus, wie in ganz Brasilien überhaupt, Coritiba ausgenommen. Unglücklicherweise verursacht die östere Dürre und grosse Hitze, daß zuweilen ganze Herden aussterben, wenn sie nicht zu rechter Zeit in entfernte Weiden getrieben werden.

Es giebt in diesen Gebürgen viel Schwefel, Alraun, Bitriol, Eisen, Bley und Antimonium, welches gar nicht tief liegt, bemüngedacht hat man keine von diesen Minen bearbeitet. 1759. erlaubte man zwar die Silbermine, die man vor vier Jahren entdeckt hatte, zu eröffnen: der Hof widerrief diese Eraubniss aber bald darauf, aus Ursachen, die uns unbekannt sind.

Dieses Gouvernement enthält 8993 Weisse, 17844 Negern und Mulatten, theils frei, theils
Gelas

Sclaven, 38937 Indianer zerstreut oder in zehn Dörfer versammelt. Die Ausfuhr ist bisher noch nicht so gewesen, als man sie bey einer so grossen Bevölkerung erwarten könnte: und beträgt selten mehr als 6 bis 700000 Livres. Sobald sie aber von dem Druck des Monopoliums befreit seyn werden, wird die Ausfuhr gewiß sehr beträchtlich seyn.

17.

Zustand des Gouvernements von Fernambuc.

Die Provinz, welche gleich nach Maranhon kommt und Fernambuc genannt wird, ist aus vier verschiedenen Ländern entstanden.

Das eigentliche Fernambuc, welches Eduard Coelho 1527. erhielt, wurde 1654. als eine Eroberung wieder mit der Krone vereinigt, nachdem man um diese Zeit die Holländer daraus vertrieben hatte.

Der Geschichtschreiber Barros bekam von Joachim dem dritten den District von Paraiba, versäumte aber ihn zu bevölkeren. Leute, die gar kein Recht dazu hatten, liessen sich daher 1569. dort nieder; und wurden 1597. von den Franzosen bezwungen, welche bald nachher auch dies Land räumen mussten. Philip der dritte stellte auf diesem königlichen Domainengute eine Stadt erbauen,

bauen, die jetzt den Stämmen *Nuestro Senhora de Neves* führt.

1654. ließ sich Emanuel Jordan das Eigentumrecht über Rio Grande abtreten, welches man bis dahin vernachlässigt hatte. Dieser thätige Mann litt am Eingang des Hafens Schiffbruch, wodurch diese Länder dem Staate anheim fielen, und bald von einigen Privatleuten bebaut wurden.

Edi ist unbekannt, um welche Zeit und an wen Camara veräussert wurde: Bald nach der Erhebung des Hauses Braganza zum Throne ward es wieder mit der Krone vereinigt.

Dieses schöne Gouvernement ist von dem Fluß St. Franziskus und einigen Zweigen der Cordilheras eingeschlossen. Auf den Küsten wächst etwas Baumwolle, und in den schönen wasserreichen Ebenen wird mehr und besserer Zucker gesauert als in irgend einem Bezirke von Brasilien. Auf den Gebürgen giebt es viel Hornvieh, mit deren Fellen stark gehandelt wird, und in dieser Provinz allein wächst das sogenannte Brasiliens Holz.

Der Baum, von dem man es erhält, ist den Botanikern wenig bekannt *). Man glaubt aber, daß er einige Ähnlichkeit mit dem Antillischen

*) Herr Leisse nennt ihn in seinen Anmerkungen zum *Eudena* S. 547. *Caesalpina brasiliensis* *Notibus*

den *Monagonbaum* oder Wein *Tara* in Peru habe. Die, welche ihn beschreiben, sagen, es sei sehr hoch, stig, und mit einer braunen stacheligen Rinde bedeckt. Die Blätter bestehen aus einer Rübe, an welcher vier oder sechs besondere Rüben sitzen, jede mit zwei Reihen kleinen grünen Blättern besetzt, welche glänzend und den Buchsbaumblättern ähnlich sind. Die Blüten, welche an den Spigeln der Zweigen in Gestalt der Aehren wachsen, sind klein und wohlriechender als die Mayenblüten: sie haben einen Kelch mit fünf Abtheilungen, zehn Staubfäden und fünf Blätter, von welchen vier gelb und das fünfte von einer schönen rothen Farbe ist. Die Saamenkapsel ist eine längliche, platte Kugel, mit Stacheln bedeckt, und enthält einige rothe Saamentörner.

Das Mark dieses Baums ist so dick, daß nur wenig Holz übrig bleibt, wenn man es abgeholzt hat. Dieses Holz ist sehr gut zur Drechslerarbeit, und läßt sich heilich poliren. Sein vornehmster Nutzen aber ist in der Roth Färberen, wo man mit der Hälfte so viel machen kann, als mit einer doppelten Quantität Campesche Holz. Auf dem dürresteften Boden und den steilsten Felsen kommt es am besten fort.

Dieser *floribus decandris*. Die Eingeborenen nennen den Baum *Itiri, pitanga*.

Dieser Holzhandel ist auch ein Monopol für die Königin von Portugal. Die ersten Unternehmer hatten sich anheischig gemacht, jährlich in die königlichen Magazine, wo es bei seiner Ankunft aus Brasilien aufbewahrt wird, dreißig tausend Centner, zu dreißig Livres den Centner, zu liefern. Die Erfahrung belehrte sie aber, daß in ganz Europa nicht so viel verbraucht würde; man nahm also nur zwanzig tausend Centner in der Folge, aber jeder Centner wurde mit 40 Livres bezahlt. So steht der Contrakt gegenwärtig, der in den Händen zweier englischen Kaufleute ist, die in Portugal ansässig sind. Sie bezahlen 800,000 Livres für das Holz, das man ihnen liefert; verkaufen es in Lissabon selbst für eine Million; haben dabei 128,000 Livres Umlosten, und gewinnen folglich 92,000 Livres.

Man zählt in Fernambuk 19,665 Weiße; 39,132 Negern und Mulatten, 33,728 Indier. Es giebt vier Rheden die sehr gut für kleine Schiffe sind. Die von Recif, welche Olinda statt eines Hafens dient, kann auch grössere beherbergen, aber sie ist weder sicher noch bequem.

Sechzig Meilen von der Küste ist die Insel Fernando de Noronha, welche zu Fernambuk gehört. Die Portugiesen, welche sie zuerst besetzten, verließen sie bald. Weil aber der Hof von Lissabon vermutete, daß die französische Ostindie-Mehr. von Brasilien.

dische Handlungsgesellschaft sie in Besitz nehmen möchte, ließ er 1738. sieben starke Schanzen darüber erbauen. Diese sind mit vortrefflicher Artillerie und einer Garrison regulärer Gruppen, die als sie sechs Monate abgedient wird, versehen. Es sind keine andere Einwohner dort, als einige Verbannte, eine geringe Anzahl sehr armer Mestizen, und die Indianer, die zu den öffentlichen Arbeiten gebraucht werden. Obgleich das Erdreich gat und tief ist, will doch dort nichts wachsen, weil man zu weit in drei bis vier Jahren keinen Regen hat. Vom Monath December an bis in den April nähren sie sich alle von Schildkröten. Von dieser Zeit findet man sie nicht mehr, und die Einwohner müssen sich bloss auf das verlassen, was sie vom besten Lande bekommen. Es giebt auf dieser Insel zwei Bäden, wo Schiffe von allen Größen sicher anfahren können, ausgenommen, wenn ein Nord- oder Westwind weht.

z. Zustand des Gouvernements von Bahia.

Dieses Gouvernement grenzt gegen Norden an den Fluss S. Franciskus; gegen Süden an den Fluss Doce, und gegen Osten an den Fluss Preto, einem Arm des grünen Flusses. Es besteht aus der Hauptmannschaft Segerippe, deren Revolutionen uns unbekant sind, aus der Hauptmannschaft

Fiskeos; welche vormals George von Figueredo besaß, den die Almores erschlugen; wodurch es an die Krone zurückfiel; aus der Hauptmannschaft Porto Siguro, welche die Krone durch das Aussterben der Familie Taurinho auch wieder erhielt; und aus der Provinz Bahia, die nie ein Privateigenthum gewesen ist.

San Salvador, welches die Hauptstadt dieses Gouvernements ist, war lange von ganz Brasilien. Man kommt durch die Bay aller Heiligen dahin, deren Mündung dreizehn Meilen breit ist. An jeder Seite liegt eine Befestigung, welche eher eine Landung als die Durchfahrt verhindern können. Diese Bay ist dreizehn bis vierzehn Meilen lang und voll kleiner Inseln mit Wasserwollstauden besetzt, welche einen sehr angenehmen Aufenthalt geben. Das Innere der Bay ist schmal und vollkommen gegen alle Gefahren geschützt, und bildet einen Hafen, in dem sich die zahlreichsten Flotten sicher aufhalten können. Die Stadt welche den Hafen bestreicht, liegt an einer steilen abbüßigen Höhe:

Diese Stadt besteht aus zweitausend Häusern, mehrtheils prächtig gebauet. Das Hausgeräth ist desto reicher und kostbarer, da alle Kleider pracht streng verboten ist. Ein sehr altes Gesetz, welches oft gebrochen, und seit 1749. in der neuen wie in der alten Welt erneuert worden, verbie-

ter den Portugiesen Gold und Silber, Stoffen und Tressen zur Kleidung. Der Hang zur Pracht, welche die Gesetze nicht ausrotten können, hat sich durch Kreuze, Medaillen und Rosenkränze von Diamanten prächtige Kennzeichen einer armen Religion zu entschädigen gesucht. Die Metalle, die man selbst nicht tragen kann, werden zum Pus^z der Haussneger und Sklaven verschwendet.

Da die Lage der Stadt den Gebrauch der Kutschchen verbietet, haben die Reichen, immer darauf bedacht, sich von dem Pöbel zu unterscheiden, die Mode eingeführt, sich in baumwollenen Hangmatten tragen zu lassen. Wollüstig auf sammelten Rüffen hingestreckt, mit seidenen Vorhängen umgeben, die sie nach Belieben auf- oder zuziehen können, lassen sich diese stolzen Müßiggänger freitlich langsam aber auch unendlich bequemer als in dem prächtigsten Wagen, von einem Ort zum andern bringen.

Die Weiber genießen diese Bequemlichkeit selten. Unter einem äußerst abergläubischen Volk erlaubt man ihnen dennoch kaum bei den größten Feierlichkeiten, in einem langen Mantel verhüllt, in die Kirche zu gehen. Es wird keinem verstatet sie in ihren Häusern zu sehen. Dieser Zwang, die Folge einer rasenden Eifersucht, hindert sie dennoch nicht sich in Liebeshändel einzulassen, ob sie gleich sicher erwarten können, ermordet zu werden,

den, sollte der Mann nur den geringsten Verdacht gegen ihre Treue hegen. Aus einer besser überlegten Gelindigkeit als die unselige werden die Mädchen, die ohne Vorwissen ihrer Mütter oder selbst unter ihrem Schutz sich einem Liebhaber ergeben, mit weniger Strenge behandelt. Gelingt es dem Vater aber nicht, ihre Unehrre durch eine Heirath zu bedecken, so überläßt er sie der schändlichen Nothwendigkeit, ein unordentliches Leben zu führen. So fetten sich alle Laster an dem Reichthum, hauptsächlich wenn er durch Blut und Mordthaten erworben, sich nicht durch Arzbeit und Fleiß erhält,

Der Mangel an gesellschaftlichem Umgange, welchen die Trennung der beiden Geschlechter natürlich veranlaßt, ist nicht der einzige Umstand der in Bahia den Genuß und die Unnehmlichkeit des Lebens verbittert. Die Heucheleyn bey einzigen, der Übergläubkei bei andern; versteckter Geiz und pralerischer Aufwand; die äußerste Weichlichkeit, welche in einem Clima wo alle Empfindungen heftig und schnell sind, an die äußerste Grausamkeit grenzt; das Misstrauen, welches immer die Schwachheit begleitet; eine Trägheit, die den Sklaven die Sorge für alle Vergnügungen und Geschäfte überläßt: kurz, alle Laster, welche man einzeln und zusammen in den verderbtesten südlischen Ländern findet, machen den Charakter der Portugiesen in Bahia aus.

Dem-

Dennoch scheint das sittliche Verderben ein
piigermaßen abzunehmen, seitdem die grobe Un-
wissenheit nicht mehr herrscht. Größere Kennt-
nisse, deren Missbrauch zuweilen tugendhafte Völ-
ker verderben, können, wenn sie gleich eine ver-
derbte Nation nicht ganz bessern, doch das Laster wes-
nistens seltner machen, einen Anstrich von Ver-
feinerung über das Verderben werfen; eine erheb-
hafte Redlichkeit und die Verachtung grober Fehl-
tritte einführen.

Obgleich San Salvador aufgehobt hat, die
Hauptstadt von ganz Brasilien zu seyn, so ist die-
se Provinz doch noch immer die volkreichste des
ganzen Landes. Man rechnet dort 39,783 Wei-
ße, 49,693 Indianer, 68,094 Negern. Sie
hat mit den andern Provinzen den Zucker- und
Baumwollsenbau, nebst einigen andern Produkten,
gemein, und außerdem den Wallfischfang und Zos-
backssan.

Der Wallfischfang ist schon sehr lange in Bra-
silien eingeführt. Alle Portugiesen aus der alten
und neuen Welt, genossen anfänglich ohne Unter-
schied das natürliche Recht, sich damit zu beschäf-
tigen; aber schon seit langer Zeit ist dieses Recht
einer ausschliessenden Gesellschaft in Lissabon ver-
pachtet, die aber ihre Zurüstungen in Bahia
macht. Der jährliche Ertrag ist gegenwärtig
3530 Pipen Del, welches die Pipe in 175 Et-
pres

vres 617,750 Livres beträgt; und 2090 Centner Fischbein, welches zu 150 Livres den Centner 318,500 Livres ausmacht. Diese beiden Summen zusammen machen 931,250 Livres. Die Monopolisten geben dem Staate 300,000 Livres, ihre Kosten belaufen sich nicht höher als 268,750 Livres; und ihr Gewinn ist also 362,500 Livres.

Man wird sich entschließen müssen, entweder diesen wichtigen Handelszweig gänzlich aufzugeben, oder ihm unverzüglich eine andere Richtung zu geben. Nur die unbeschränkteste Freiheit kann ihn gegen die Concurrenz der nordamerikanischen Seefahrer aufrecht erhalten, deren thätiger Fleiß sie schon bis in diese Seen, und sogar noch weiter geführt hat. Der Lissabonsche Hof sollte auch durch alle erdnützliche Mittel den Walfischfang bei den Cap Verde und andern Inseln, die es so unnützer Weise an den brennenden Küsten von Afrika besitzt, zu beförtern suchen.

Ob man gleich in den mehren Provinzen von Brasilien etwas Tabak gewinnt, so ist es eigentlich doch nur in Bahia ein wichtiger Zweig des Landbaues und des Handels. Er wird dort in einer Strecke von neunzig französischen Meilen gebäuet, und gehört vornehmlich gut in dem Distrikt Eathoera. Dieses Gewächs bereicherte schon seit langer Zeit die Provinz, als die Auflagen, womit

womit der Tobak bei der Ausfahrt belegt ward, den Preis solcher Gestalt erhöhten; daß die Käufer abnahmen. Die Fremden verlangten so wenig, daß im Jahr 1773. nur 28,000 Centner verschickt wurden. Im folgenden Jahr verminderde man die Auflagen, welche sich auf 27 Livres 12 Sous den Centner beliefen, und der Tobakbau ward wieder blühend. Der Coloniste bekommt jetzt 22 Liv. 16 Sous für den Centner, statt 12 Livres 10 Sous, die er vorher erhielt.

Es gehen jährlich von Brasilien 10,000 Centner Tobak von einer schlechten Gattung nach den afrikanischen Küsten, wovon zur Stelle 18 Livres, der Centner kostet, und der den Colonisten 180,000 Livres einbringt. Nach Portugal werden jährlich 58,500 Centner eingeschifft, wovon man dort den Centner um 40 Livres verkauft. Dies beträgt 2,340,000 Livres, und beide Summen zusammen genommen 2,520,000 Livres.

Der Tobak, welcher in der Hauptstadt ankommt, ist jedermann feil, er muß aber in die öffentlichen Magazine gebracht werden, wo er, der Schatzkammer ein Magazine von drittthalb Sous für jeden Centner bezahlt. Aus diesen Waarenlagern nimmt man den Tobak, den man für die Fremden eftübrigens fona... Genua bekommt den besten, Spanien gebraucht wie Portugal nur den von der zweiten Gattung.

Hans

Hamburg begnügt sich mit dem schlechtesten. Von dieser letzten Art bekommen Frankreich und die andern Seefahrer auch etwas, die ihn zum Sklavenhandel gebrauchen.

Jeder Käufer wendet sich an welchen Kaufmann er will. Der Hof zu Madrid aber, der nur Rauchtabak kauft, bedient sich eines einzigen Agenten, dem er 9 Sous für das Pfund zahlt.

Portugal, Madeira und die Azoren, an welchen Orten die Crone den Alleinhandel des Tobaks besitzt, verbrauchen jährlich zum Rauchen nur 740,000 Pfund, dies beträgt, das Pfund zu 5 Livres gerechnet 3,500,000 Livres, und an Schnupftobak 528,000 Pf. welches zu 7 Livres 10 Sous das Pf. 3,960,000 Livres macht, zusammen 7,480,000 Livres. Hiervon zieht das Gouvernement doch nur 5,481,250 Livres. Der Kauf der rohen Materie, die Urfosten der Zubereitung und der Profit der Händler machen das übrige aus.

Der Schnupftobak, der in Afrika und Ostindien verbraucht wird, gehört mit zum Tobaksmosopol, der Gewinn aber ist für die Königin. Sie bekommt 450,000 Livres für 150 Centner, die man jährlich nach diesen entfernten Gegenden schickt, ohne den Wertheit vom Verkauf des Pfefers zu rechnen, den Goa dafür zurücksendet.

19. Zu-

Zustand des Gouvernements von Rio = Janeiro.

Das Gouvernement von Rio = Janeiro fasst beinahe die ganze Länge der Küste vom Fluss Doce bis nach Rio = Grande do St. Pedro in sich, und wird gegen das Innere des Landes nur von der ungeheuren Kette von Bergen begrenzt, die sich von Una bis Minas = Geraes erstreckt. Die ehemals Privatpersonen überlassenen, nachher aber mit der Krone wieder vereinigten Hauptmannschaften Spiritu Santo, Cabofrio und Süd Parába sind dazu geschlagen.

Der Feldbau war lange in einem schlechten Zustande in dieser schönen und grossen Provinz. Er nimmt aber jetzt beständig zu. Der Tabak ist zwar dort nicht häufiger und besser geworden, als ehedem. Seit zehn Jahren aber vermehrt sich der Zuckerbau sehr, vornehmlich in den Ebenen von Guata = Catas. Großt neuangelegte Pflanzungen von Vortrefflichen Indigo scheinen mehrere zu versprechen. Die letzten Schiffe haben eine grosse Menge Coffee mitgebracht. Die südlichen Distrikte der Kolonie bis Rio = Grande liefern viele Häute, nebst etwas Mehl und gutes Salzfleisch. Es giebt hier vierzehn oder fünfzehn Arten von Farbholz, die man wahrscheinlich bald

hast benutzen, und vier oder fünf Harz- und Pecharten, die man doch endlich sammeln wird. Ungefähr vor zwanzig Jahren entdeckte man in Bahia zwei Pflanzen, die unter den Namen Eus ruata und Tocum bekannt sind, und auf denen man Segel und Thauwerk perfektigen kann. Ein glücklicher Zufall hat in dem Gebiet von Rio-Janeiro eine Stauden entdeckt, die zu diesem Behuf weit geschickter und sehr häufig ist. Zurweilen ist sie weiß, zurweilen gelb, und zurweilen violblau. Die erste dieser Farben ist die beste.

Es fehlt hier nicht an Arbeitern, denn man zählt 46,271 Weiße, 32,126 Indianer, und 54,091 Negern.

Alle Produkte, die diese jährlich hervorbringen, schickt man nach Rio-Janeiro, vorwärts nur der Hauptort dieser Provinz, aber jetzt von ganz Brasilien, und die Residenz des Vizekönigs, welchen Titel aber Pombal hier sowohl, als in Goa 1772. in Stadthalter verwandelte. Der hiesige Hafen ist einer der allervortrefflichsten, mit einer schmalen Mündung, die sich allmälig erweitert. Die größten Schiffe können vermittelst eines mäßigen Windes, der alle Tage vom Meer nach dem Lande zu, von zehn oder zwölf Uhr Vormittags bis gegen Abend weht, bequem einlaufen. Der Hafen ist groß und sicher, er hat

ejnen vortrefflichen Ankergrund, und überall fünf bis sechs Faden Wasser.

Er wurde 1525. von Dias de Solis entdeckt. Einige französische Protestanten, die man in ihrem Vaterlande verfolgte, errichteten hier auf einer kleinen Insel im Jahr 1555. unter ihrem Anführer Villegagnon eine geringe Niederlassung. Sie bestand aus funfzehn oder zwanzig Hütten, aus Zweigen von Bäumen verfertigt und mit Gras gedeckt, völlig nach Art der Wilden des Landes. Einige schwache Wallwerke, die man errichtet hatte, um Canonen darauf zu stellen, brachten ihr den Namen Fort de Coligny zuwege. Es wurde drei Jahre nachher von Emanuel de Sa zerstört, welcher auf dem gegenüberliegenden festen Lande in einem fruchtbaren Boden, unter einem gässigen Himmelsstrich am Fuß einiger in Form eines Amphitheaters belegnen Berge den Grund zu einer Stadt legte; die in der Folge durch die Entdeckung verschiedener ansehnlichen Bergwerke in ihrer Nachbarschaft berühmt geworden ist.

Hier ist der grosse Niederlassungsort für alle Reichtümer, die aus Brasilien nach Portugal gehen; und der Hafen, in welchem die zahlreichsten Flotten ankommen, die diesen Theil der neuen Welt mit Lebensmitteln versehen. Außer dem Gelde, welches dadurch hier in Umlauf kommt, welches hier

hier jährlich 3,000,000 Livres an Besoldungen und andern Regierungskosten, und noch weit mehr, wenn der portugiesische Hof für gut befindet, hier Kriegsschiffe bauen zu lassen.

Eine Stadt, wo der Handel in einem so blühenden Zustande ist, muß natürlich immer grösser und volkreicher werden. Die mehrensten Bürger wohnen in Häusern von zwey Stockwerken aus Quadersteinen oder Ziegeln aufgeführt, mit schönen Dachsteinen gedeckt, und mit einem vergitterten Balkon geziert. Hier lassen sich die Frauenzimmer des Abends, entweder allein, oder von ihren Sklaven umringt, durch das Gitter sehen; und von demselben Orte werfen sie Blumen auf die Mannspersonen herab, die sie auszeichnen, oder zu einer genauern Verbindung anreizen wollen. Die Straßen sind breit und mehrentheils schnurgerade, und am Ende einer jeden findet man eine kleine Capelle, wo das Volk alle Abende vor einem prächtig gekleideten Heiligen, in einer schön vergoldeten, erluchteten, und mit dem aller durchsichtigsten Glase versehenen Nische, Lieder ab singt. Ausser einer grossen Wasserleitung, die das Wasser von den nahgelegenen Hügeln führt, und der Münze, giebt es keine ansehnlichen öffentlichen Gebäude. Die Kirchen sind alle dunkel, schwerfällig und mit Zierrathen in dem allerschlechtesten Geschmacke überhäuft.

Die

Die Sitten in Rio - Janeiro sind wie zu Bahia und im ganzen Lande, wo es Bergwerke giebt, sehr verdorben. Allenthalben dieselben Räuberreien, Beträugereien, ähnliche Rachsucht und Ausschweifungen; und immer ungestraft.

Man hat mit Recht gesagt, daß das Gold alle Arten von Reichtum vorstellt; und man könnte noch hinzufügen, auch das Glück, und das Unglück; beinahe alle Laster, und beinahe alle Tugenden, vermehrt und vermindert es. Denn welche gute oder schlechte Handlung kann man nicht mit Gold ausführen? Darf man sich also wundern, wenn die Menschen alles thun, um einen so wichtigen Gegenstand zu erlangen; und daß dieser, so bald sie ihn erlangt haben, die Quelle der gefährlichsten Misbräuche wird, und daß dergleichen Misbräuche sich in demselben Verhältnisse verbüffältigen, als man dieses kostbare, elende Metall häufiger und leichter erwerben kann.

Die Lage des Orts im 22 Grad, 20 Minuten südlicher Breite, entfernte ihn genug von der alten Welt, um ihn durch mittelmäßige Befestigungsarbeiten gegen Angriffe zu decken. Da aber die Verschärfung ihn anzugreifen mit seinem wachsenden Reichtum steigen mußte, hält man es für ratsam, die Festung zu verstärken. Sie war schon sehr ansehnlich, als Dugay - Trouin sich

ihreer

ihrer im Jahr 1711. mit einer Verwegenheit und Geschicklichkeit bemächtigte, die seinen schon vorhin glorreichen Lebenslauf noch rühmlicher machte. Die neuen Befestigungen, die man zu denen damaligen nachher hinzugefügt hat, haben die Stadt nicht sicherer gemacht, weil sie noch von andern Seiten, wo man ohne grosse Mühe landen könnte, angegriffen werden kann. Wenn das Gold in Thüren vpon Erz durch eiserne Thüren dringt, so dringt das Eisen doch noch gewisser durch Thüren, welche Gold und Diamanten versetzen.

In dem Gouvernement Rio - Janeiro lieget auch die St. Catharinen Insel, welche neun französische Meilen in der Länge und zwey in der Breite hat, und vom vesten Lande nur durch einen schmalen Canal getrennt ist. Obgleich sie nicht ganz niedrig liegt, so entdecken sie die Seefahrer doch nicht in der Ferne, weil die Berge auf dem nächstgelegnen vesten Lande sie mit ihren Schäften bedecken. Hier herrscht ein beständiger Frühling, die Luft ist an allen Orten sehr rein, ausgenommen an dem Hafen, wo einige Hügel den Umlauf der Luft verhindern und eine schädliche Feuchtigkeit unterhalten.

Gegen das Jahr 1654. verschenkte der portugiesische Hof die Insel St. Catharine an Franziskus Dins Welho auf dieselbe Art, als er die

übrigen Länden von Brasilien veräussert hatte. Dieser Hauptmann wurde von einem englischen Seeräuber umgebracht, und seine Insel wurde der Zufluchtsort einiger Landstreicher. Diese Aben- theuer erkannnten einigermassen die Herrschaft Portugals; aber ohne dessen ausschließendes System anzunehmen. Sie nahmen ohne Unterschied die Schiffe von allen Nationen auf, die nach dem Südmeet oder Ostindien seegelten, und überließen ihnen ihre Kinder, Früchte, Gartengewächse und andre Produkte gegen Waffen, Brandwein, Tücher und Kleider. Mit der Verachtung des Gethees verbanden sie die grösste Gleichgültigkeit gegen allei Bequemlichkeiten des Lebens, welche ihnen die Natur nicht darbot, die selbst einem tugendhaften Volke Ehre gemacht haben würde.

Der Abschaum und Auswurf der gesitteten Gesellschaften kann zuweilen eine wohlgeordnete Verbindung gründen. Unsre ungerechten Gesetze, die ungleiche Austheilung der Glücksgüter, der Druck und das Elend der Armut, der Ueber- muth und die ungestraften Vergehen der Reichen, und der Misbrauch der Gewalt, bringen viele Aufrührer, Verbrecher und Lasterhafte hervor, die unter andern Umständen eben so wenig straffällig, als ihre Richter, Vorgesetzten, und alle über sie erhabenen Stände gewesen wären. Versammelt also diese Unglücklichen, die eine oft übertriebene Stren-

Strenge aus ihrem Vaterlande verbannt hat; gebt ihnen einen muthigen, edlen, menschenfreundlichen und aufgeklärten Befehlshaber, und ihr werdet aus diesen Straßenräubern ein gutgesinntes, lenkbares und vernünftiges Volk machen.

Wenn sie ihre Bedürfnisse zum Kriege zwängt, werden sie bald Eroberer; und um sich selbst zu erheben und zu vergrößern, wenn gleich getreue Beobachter der Gesetze untereinander, die Rechte anderer Völker verlegen, eben so handelten die Römer. Bleiben sie aus Mangel eines geschickten Führers dem zufälligen Lauf der Gegebenheiten überlassen, so werden sie boshaft, rastlos, gierig, ohne Bestigkeit, in beständigem Zwiste, entweder unter sich selbst, oder mit ihren Nachbarten seyn. So waren die Paulisten. Sobald aber solche Leute sich leichter von den natürlichen Früchten der Erde, oder vom Ackerbau, oder dem Handel, als von Räuberthieft nähren können, werden sie die Tugenden ihrer Situation, und die sanftesten Neigungen, welche das überlegte Interesse des Wohlstandes einflößet, annehmen. Durch das Glück und die Sicherheit eines ruhigen Lebens gesitteter gemacht, werden sie bey allen Menschen die Rechte ehren, die sie selbst genießen, und das überflüssige ihrer eigenen Produkte gegen die Waaren anderer Völker vertauschen. So gießt es den Flüchtlingen auf St. Catharina.

Stadt. von Brasilien.

R

Gie

Sie lebten frey und feidfertig auf ihrer Insel, als man gegen das Jahr 1738. für gut befand, ihnen eine ordentliche Verfassung zu geben, Truppen zu schicken, und ihre Rtheide, die eine der besten in Amerika ist, mit Bestungswerken zu versehen. Diese Vertheidigungsmittel waren die Ursache, daß sie 1778. von den Spaniern angegriffen worden, haben sie aber nicht gegen eine feindliche Landung schützen können. Seitdem der Frieden zwischen beiden Mächten sie wieder unter die Bothmäßigkeit ihrer alten Herrn gebracht hat, haben sie sich auf den Cochenillebau gelegt, von dem sie sich große Vortheile versprechen. *)

20.

Zustand des Gouvernements von St. Paul.

Das Gouvernement St. Paul grenzt gegen Norden an den Fluß Sapucashy und einige Berge;

*) Diese Insel ist sieben und zwanzig italienische Meilen lang, und 6 Meilen breit. Sie wird in drei Kirchspiele eingeteilt, zu dem einen wird etwas vom benachbarten festen Lande gerechnet. Die Hauptstadt heist Nostra Senhora de Nossa Stadt, oder St. Antonio, der Hafen Punta grossa, ist einer der besten in Amerika. Von dieser Insel aus wird für Rechnung des Königs ein ansehn

ge; gegen Süden an den Fluß Paraguia und einige andere Berge, welche sich bis an den Ursprung des Ygassu (Iguazu) erstrecken; gegen Westen an den Parana, Rio Grande und den Todtenfluss; und gegen Osten an das Meer.

Die Stadt St. Paul liegt dreizehn Meilen von der See, in dem vorzéichnsten Himmelsstrich, und in der Mitte einer Ebene, die den Produkten beider Welttheile gleich günstig ist. Sie wurde gegen das Jahr 1570. von den Missionären, die Portugal nach Amerika schickte, erbaut. Sobald diese Besetzung bemerkten, daß man sie einiger Ordnung unterwerfen wollte, verließen sie die Rüsten; wo der Zufall sie hingeworfen hatte, und flüchteten an einen entfernen Ort, wo die Gesetze sie nicht erreichen könnten. Die Beschaffenheit des Ortes, den eine kleine Anzahl Menschen, gegen eine größere Anzahl Truppen, als man gegen sie schicken könnte, im Stande war zu verteidigen, läßt ihnen den verwegnsten Vorwurf ein, keinen andern Heer zu leiden, und der Erfolg frönte ihrem Chrcicj. Sie wurden bald durch mehrere Wandsen und durch zahlreiche

R 2

Nach-

anscheinlicher Wollfischfang getrieben; man fängt jährlich im Juli und August zahlenlos 3 bis 400 Wollfische, und 300 Dogen werden bei dem Schrammern sie gebraucht.

Nachkommenschaft aus ihren Verbindungen mit den Weibern des Landes entsprungen, erzeugt und vermehrt. Der Eintritt in die neue Republik wurde, sagt man, allen Fremden aufs strengste verwehrt; um darin aufgenommen zu werden, musste man die Absicht haben, sich dort niederzulassen. Die Candidaten waren sehr harten Prüfungen unterworfen, und diejenigen, welche diese Art von Novitiat nicht aushalten konnten, oder der Verrätherey verdächtig wurden, brachte man ohne Mitleid um, und dies war auch das Schicksal derer, die geneigt schienen, die Gemeinschaft zu verlassen.

Alles schien die Paulisten einzuladen, in einer unthätigen wollüstigen Ruhe ihre Tage hinzubringen, aber eine gewisse Unstötigkeit, die mutigen Räubern eigen ist, das Verlangen zu herrschen, welches ganz nahe an die Unabhängigkeit grenzt; der Fortgang der Freiheit, der den Wunsch nach Raum einföldet, kurz, alle diese Bewegungsgründe vereinigt, geben ihrer Regung einen andern Schwung.

Sie durchstreiften das Innere von Brasilien von einem Ende zum andern. Wo sich ihnen die Eingebornen widersegten, wurden sie geföddet; und den Feigen wurde die Sklaverey zu Theil. Viele verbargen sich in Wäldern oder Höhlen, um dem Schwerdt oder den Ketten zu entgehen. Es ist

ist unmöglich, alle Verheerungen, Grausamkeiten und Verbrechen zu erzählen, womit sich diese abscheulichen Menschen beflektten; indessen bildeten sich mitten unter dieser Greueln, unter einer Municipalregierung, einige Völkerschaften, die man als die Pfandschule aller Niederlassungen ansehen kann, welche die Portugiesen jetzt im Lande besitzen. Diese kleinen Republiken, welche einigemassen von der großen getrennt waren, wurden nach und nach durch Vorstellungen dahin gebracht, sich einer Gewalt zu unterwerfen, der sie sich nie ganz entzogen hatten. Und mit der Zeit kamen alle Paulisten unter die Herrschaft der Krone, auf dieselbe Art, als die übrigen Unterthanen. *)

Das

*) Der Hauptort der sogenannten Paulisten hieß Piratininha, und bekam nachher dem Namen St. Paul. Sie nahmen wirklich Flüchtlinge aller Nationen, nebst spanischen und portugiesischen Überläufern auf. Sie breiteten ihre Streifese reien bis an den Amazonenfluss aus, und in einem Zeitraum von hundert und dreißig Jahren sollen sie auf zwei Millionen von Eingeborenen als Sklaven weggeschleppt, oder auf die oben S. 154. beschriebene Art nach ihren Wohnstättern gelockt haben. Weil sie auch die jesuitischen Missionen am Parána und Uruguay beunruhigten, so erlaubte der spanische Hof den Neubekhrten den Gebrauch des Feuergewehrs gegen diese Feinde, und so wurden die Paulisten zufällig Ursache, daß

die

Damals wütte hier ein Gouvernement errichtet; man fügte noch die Hauptmannschaften St. Vincent und St. Amaro hinzu, welche 1553. die beiden Brüder Alfonso und Pedro Lopez de Souza erhielten, und deren beide Hauptstädte von Seeräubern zerstört waren. Diese Einrichtung trennt die Provinz Rio Janeiro in zwei Theile, und der Grund davon ist nicht so leicht anzugeben.

Man rechnet in der Provinz St. Paul jetzt, nur 11,093 Weiße, 32,126 Indianer, und 8987 Negern oder Mulatten. Sie schickt blos ein wenig Baumwolle nach Europa, und ihr einheimischer Handel besteht blos aus Mehl und gesalzeten Gewaaren, die nach Rio Janeiro gehen. Einige Erfahrungen beweisen, daß der Hanf und Flachs hier sehr gut fortkommen würden; und jedermann glaubt, es würde leicht und sehr vorteilhaft seyn, den Seidenbau hier einzuführen. Man könnte auch mit grossem Gewinn einige reizende Zinn- und Eisenminnen bearbeiten, welche man

zwis-

che Jesuiten ihre bewohnten, und auf europäisch disciplinirten Neubebirgen, Guarani, und andere wilde Völker, nachher gegen Spanier und Portugiesen anführen könnten. v. Lettre du Pere Jean Patrice Fernandez sur les Missions de la Province, de Paraguay. Lettres edifiantes, T. 9. p. 29.

zwischen den Flüssen Theote und Mognassu in der Cordillera von Paranam Piaçaba, vier Meilen von Garacoba findet.

21.

Zustand der drey innern Provinzen, in welchen sich die Bergwerke befinden.

Die sechs Provinzen, von denen wir jetzt gesprochen haben, liegen alle an der Küste. Es gibt aber noch drey andre, welche sich von Westen nach Osten vom 31^{sten} Grad westlicher Breite bis zum 33^{sten} Grad erstrecken, und im Mittelpunkt von Brasilien die hohe Ebene einnehmen, wo alle die Flüsse, die sich in den Paraguay, Amazonasfluss und das Meer ergießen; entspringen. Es ist der altherhöchste Theil von dem portugiesischen Amerika, und mit Bergen, deren Richtung sehr verschieden ist, angefüllt. Man findet dort beinahe überall Gold, und daher nennt man es das Land der Bergwerke.

Das angesehenste dieser reichen Gouvernements ist unter dem Namen Minas Geraes bekannt. Es enthält 35,128 Weiße, 26075 Indianer, und 108,496 Sklaven. Die Hauptstadt ist Villa Ricca.

Das

Das zweite Gouvernement ist Goias, dessen Hauptort Villa-Boa ist, es enthält 8931 Weiße, 29622 Indianer, und 34104 Neger.

Das dritte Matto Grosso, hat nur den Flecken Villa-bella, und enthält noch nicht mehr als 2035 Weiße, 4332 Indianer, und 7351 Sklaven. Dies ist der westlichste Theil der portugiesischen Besitzungen, und grenzt an die Chiquiten und Morosvölker, welche der Fleiß der Jesuiten den Spaniern unterworfen hat.

Geschichte der Goldminen in Brasilien, und von der Art, sie zu bearbeiten.

Die Goldminen in diesem Theil der neuen Welt sind schon weit länger bekannt, als man gewöhnlich glaubt. Schon im Jahr 1577. entdeckten die Paulisten einige nahe am Berge Jaguara; aber der tragische Tod des Königs Sebastians veranlaßte, daß man bald eine Menge des Reichthums vergaß, aus der bisher weder der Staat noch die Bürger Vortheil geschöpft hatten.

Um 1588. entdeckten mit eben so wenig Vorsicht neue Minen in dem Gebürge Jacobina, in dem Distrikt Rio das Belhas. Philipp der

zweite, welcher entschlossen war, ein Volk durch das Elend in der spanischen Unterwerfung zu erhalten, die es so ungeduldig ertrug, verbot sie zu bearbeiten; und als er 1603. es zu erlauben schien, war es doch mit dem Vorwag, die Arbeit zu hinterziehen; und diese tirannische Politik wurde von seinen feigen Nachfolgern angenommen. Die glückliche Revolution, welches 1640. Portugal von der Sklaverey befreite, veranlaßte lange und hartnäckige Kriege. Während derselben beschäftigte sich die Nation nur ihre Freiheit zu verteidigen, und das Ministerium war blos darauf bedacht, Hülftsmittel aufzusuchen, an denen es ihm beständig gebrach.

Man fieng nachher an die Wunden des Staats zu untersuchen und auf seine Besserung zu denken, als der Zufall einigen unternehmenden Männern im Jahr 1699. grosse Schätze in der Provinz Minas Geraes in die Hände warf. Diese Geschenke der freigebigen Natur wurden nicht länger verworfen; und drey Jahre nachher veranstaßte der Hof zu Lissabon die nthigen Niederkässungen, um sie zu benügen. Nach und nach hat man in diesem Gouvernement zu Sabara, Rio das Mortes, Cachoeira, Paracatu, Do Carmo, Rio das Velhas, Rio Doce, und Duro Preto Gold gefunden, und es wird noch heut zu Tage dort gesammelt.

Die

Die Minnen in Goyas wurden erst 1725, entdeckt. Sie liegen in den Districten Canelis, Reja-Ponta, O-Fanado, Moembo und Matobade.

1735, entdeckte man noch andre in der Provinz Matto Grosso, bey St. Vincent, Chapada, St. Anne, Guicaba und Aracé.

Ausser diesen dreyn Ländern, welche vorzugsweise die Bergwerkgegenden genannt werden, bearbeitet man auch im Gouvernement Bahia die Minnen zu Jacobina und Rio das Contas; und im Gouvernement St. Paul, die von Parnaguá und Lybogn. Aber weder diese noch jene sind reich.

Das Ausgraben des Goldes in diesem Theile der neuen Welt kostet wenig Mühe und Gefahr, zuweilen findet man es gleich auf der Oberfläche des Erdbodens, und dann ist es am reinsten; zuweilen muß man drei oder vier Klafter tief graben, aber selten weiter. Eine Schichte sandiger Erde, welche man im Lande Saibro nennt, ist den Bergleuten gewöhnlich ein Zeichen, daß es unnütz sei, weiter zu arbeiten. Obgleich sonst gemeinlich die fortlaufenden Adern, welche eine gewisse Richtung haben, die Reichsten sind, so hat man doch bemerkt, daß die Stellen deren Oberfläche am mehresten mit Cristallen bedeckt waren.

ren, den größten Überfluss an Gold haben. Man findet es in größeren Massen auf den Gebürgen und felsischen unfruchtbaren Hügeln, als in den Thälern oder an den Ufern der Flüsse. Aber an jedem Ort, wo Gold gegraben wird, findet man es drei und zwanzig ein halb Carat schwer, es fey dient, daß es mit Schwefel, Silber, Eisen; oder Quecksilber vermischt wære, vergleichen man nur in Goyas und Ardes findet.

Ein jeder, der eine Mine entdeckt, ist verhunden, sie der Regierung anzuzeigen. Die Ader wird sodann von hiezu geschickten Leuten untersucht, und wenn sie von geringem Werthe befunden wird, dem Publikum überlassen. Ist sie aber reich, so behält sich die Regierung einen Antheil vor. Der Gouverneur bekommt auch einen, und der Intendant einen dritten; zwey Antheile werden dem Entdecker versichert; und das übrige wird unter die Bergleute des Districts nach der Zahl ihrer arbeitenden Sklaven vertheilt. Die Streitigkeiten, welche aus dieser Art von Eigenthum entstehen können, gehören vor die Gerichtsbarkeit des Intendanten; Man kann aber von seinem Urtheil an das oberste Gericht zu Lisabon oder dem Rath für die Provinzen jenseit des Meers appelliren.

Die Bergleute sind verpflichtet, dem König den fünften Theil des Goldes, das sie durch ihre

mehr oder weniger glücklichen Bemühungen erhalten, zu liefern. Dieser fünfte Theil war noch mals sehr ansehnlich, und betrug jährlich von 1728. bis 1734. mehr als 9,000,000 Livres. Seitdem hat es allmälig abgenommen. Der gegenwärtige ganze jährliche Ertrag der Goldbergwerke von Minas Geraes beläuft sich nur auf 18,750,000 Liv. ; von Goias, auf 4,687,500 Liv. ; und von Matto Grosso auf 1,312,500 Liv. ; und von Bahia und St. Paul zusammengenommen nur auf 1,561,500 Liv. Dieses macht in allen 25,302,500 Livres, wovon die Königliche Schatzkammer 5,062,500 erhält. Von dem Recht, das Geld zu münzen, fallen ihr 1,647,500 Liv. zu, und noch zieht sie 393,000 Liv. nemlich zwölf pro Cent, die alles Gold im ganzen Handel für den Transport nach Portugal auf Königlichen Schiffen zahlen müs. Also befreit die Regierung von 25,312,500 Livres, die die Minen liefern, 7,103,000 Livres, und sie würde noch etwas mehr erhalten, wenn nicht jährlich ungefähr 600,000 Livres heimlich ausgeführt würden, von welchen die beiden letzteren genannten Auflagen nicht entrichtet werden.

Man glaubt, daß alle Metalle die gewöhnlich in Brasilien circuliren, sich nur auf 20,000,000 Livres beläufen.

Die

Die ersten politischen Schriftsteller, die ihr Augenmerk auf die Entdeckungen in diesem Theile des neuen Welttheils richteten, prophezeiten lange schon, daß der Werth des Gold und Silbers einander näher kommen würde. Die Erfahrung aller Länder und aller Zeiten hatte ihnen gezeigt, daß, ob man gleich immer mehrere Unzen Silber gegen eine Unze Gold rechnete, weil die Silberminen bisher häufiger gefunden wurden, als die Goldminen, das Verhältniß beider Metalle gegenüber einander dennoch nach ihrem beiderseitigen Mangel oder Überfluss wieder in jedem Lande verschieden war.

In Japan ist das Verhältniß des Goldes gegen Silber wie eins zu acht, in China wie eins zu zehn; in den andern Theilen von Indien wie eins zu elf, zwölf, dreizehn und vierzehn, nachdem sie weiter nach Westen liegen.

In Europa giebt es ähnliche Abweichungen. Im alten Griechenland war der Werth des Goldes wie eins zu dreizehn. Damals als der Ertrag aller Bergwerke in der bekannten Welt nach Rom, der Beherrcherin aller Reiche, geführt wurde, war das Verhältniß von eins zu zehn das gewöhnlichste. Unter Tiberius stieg es von eins zu dreizehn. In den Zeiten der Barbaren findet man unzählige Abweichungen und Veränderungen. Endlich als Golden die neue Welt entdeckt

deckte, war das Verhältniß des Goldes gegen das Silber weniger als eins zu zwölfe.

Die Menge dieser Metalle, die man von Mexico und Peru brachte, mochte sie nicht nur gemeiner, sondern es erhöhte auch noch den Werth des Goldes gegen das Silber, weil man letzteres häufiger in diesen Ländern fand. Spanien, welches damals der natürliche Richter des Verhältnißes war, setzte es wie eins zu sechzehn in seinen Münzen fest; und sein System ist mit einigen geringen Veränderungen in ganz Europa angenommen worden.

Und dieses System besteht noch, ohne daß man deswegen berechtiget sei, diejenigen zu tadeln, die seinen Untergang Weissagten. Wenn das Gold, seitdem man so viel aus Brasilien erhalten hat, im Handel nur wenig, und in der Münze gar nicht gefallen ist, so röhrt dieselb bloß von besondern Umständen her, und der Grundsatz bleibt nichts desto weniger richtig. Aus einer neuen Art von Luxus hat man seitdem viel Gold zu Juwelen, Verguldungen und verschiedenen Hügelwerken verbraucht, zu denen sonst Silber genommen ward, daher hat das Gold weniger von seinem Werth verloren, als es ohne diese Veränderung in unserer Lebensart hätte verlieren müssen. Ebenderselbe Luxus hat nebst der gestiegenen Ausfuhr nach Ostindien, auch den Werth der Dias-

mark

manten erhalten, obgleich sie häufiger geworben sind.

Geschichte der Diamantensmelt, die man in Brasilien entdeckt hat. Betrachtungen über die Beschaffenheit dieses Edelsteines.

Zu allen Zeiten haben die Menschen gerne ihre Reichtümter zur Schau gestellt: es sei nun, daß diese ursprünglich der Lohn der Tapferkeit, oder ein Zeichen der Gewalt gewesen; oder weil sie ihnen Achtung und Ansehen erwarben, welche eigentlich nur den Talanten oder der Tugend gebühren. Das Verlangen aller Augen auf sich zu ziehen, reizet den Menschen sich mit allem, was die Natur glänzendes und seltnes darbietet, zu schmücken. Gesittete und wilde Völker haben in diesem Stücke eine gleiche Eitelkeit. Von allen Dingen, die den Überfluss des Reichtums anzeigen, ist der Diamant das kostbarste. Es hat noch nie etwas gegeben, welches von so hohem Werth im Handel, oder eine so große Zierde in der Gesellschaft gewesen wäre. Unsre Weiber sind zuweilen ganz strahlend von diesem Purz, man sollte glauben, sie wünschten mehr für reich als schön gehalten zu werden. Denn sollte es ihnen unbekannt seyn, daß ein schöner Hals, daß schö

ne Arme blos unendlich reizender sind, als von Edelsteinen bedeckt; daß die Schwere ihrer Ohrgeschäfte ihre Ohren verunstaltet; daß der Glanz der Diamanten nur dazu dient, die Stralen ihrer Augen zu verdunkeln; daß dieser kostbare Puz eher eine Satyre auf ihre Eheträumner oder Liebhaber als eine Erhöhung ihrer Reize ist; daß die mediceische Venus nur mit einem einzigen Armbande geziert ist; und daß derjenige, der an einem schönen Frauenzimmer nur den Werth ihres Schmuckes sieht, ein Mensch ohne Geschmack ist?

Man findet Diamanten von allen Farben und allen Farbenschattirungen. Es giebt einige von der Röthe des Rubins, der Pomeranzenfarbe, des Hyacinths, dem Blau des Saphir und dem Grün des Smaragdes. Die von der letzten Farbe, wenn sie schön ist, sind die seltensten und theuersten. Nachher kommen die Rosenfarbigen, blauen und gelben. Die halbrothen und schwätzscharten werden am wenigsten geschätzt. Die Durchsichtigkeit und Klarheit sind die natürlichen und wesentlichen Eigenschaften des Diamanten. Die Kunst giebt ihm noch den Glanz und Wiederschein.

Der Diamant ist ein chrystallisirter Stein, dessen Gestalt acht mehr oder weniger vollkommene Triangle (Octaedre) vorstellt. Seine Seiten bilden eine längliche oder zusammengedrückte

de Pyramide. Aber selten sind dessen körperliche Winkel so deutlich und scharf ausgedrückt, als mag sie bei andern chrystallisierten Steinen, vornehmlich dem Bergkristall findet.

Deswegen ist seine innere Chrystallisation nicht weniger regelmässig. Der ganze Stein besteht aus sehr dünnen Blätterchen, welche so dicht zusammengesetzt sind, daß sie eine ebene, glänzende Oberfläche selbst an der Stelle des Bruchs darstellen. Ungeachtet der genauesten Verbindung seiner chrystallisierten Theile, kann man den Diamant doch nur mit äusserster Mühe schleifen, und man muß dabei auf die äussern Verbindungen der verschiedenen Blätterchen Acht haben; die Diamantschleifer vergleichen diese mit den in einem Ast oder andern Holzauswuchs zusammenlaufenden Holzfasern.

Der Diamant übertrifft alle and're Steine an Glanz, Feuer und Härte. Er ist überdem elektrischer, nimmt eine grössere Menge Licht an, wenn man ihn sanft beim Feuer reibt, oder eine Zeitlang den Sonnenstrahlen ausgesetzt, und behält dieses Licht so lange, als andre Körper, wenn man ihn wieder ins Dunkle trägt. Aus diesen wirklich, und vielleicht einigen eingebildeten Eigenschaften, haben einige Naturforscher behauptet, der Diamant sei aus einem reineren Stoffe als and're Steine gebildet. Viele haben sogar gesagt, von Brasilien. S glaubt,

glaubt, er enthalte die ursprüngliche adamitische Erde, die so lange der Gegenstand so vieler mühsamen Nachforschungen und lächerlicher Spekulationen gewesen ist.

Man glaubte vormals, daß der Diamant wegen seiner Härte, selbst im heftigsten Feuer unzerstörbar sei, und diese Meinung schien vollkommen gut gegründet, und doch war keine Analogie, welche man von andern quarzartigen, im Feuer unverändert bleibenden Steinen jdg, je so unrichtig, als diese.

Vor den Jahren 1694. und 1695. hat man keinen Versuch gemacht, diesen Edelstein durch die Hitze zu schmelzen; bis um diese Zeit der berühmte Aeratol. am Unterricht seines Zöglings Johanni Gastoni von Medicis, zuerst einen Diamant unter den Brennpunkt eines Brennspiegels brachte. Die berühmten Naturforscher der damaligen Zeit, welche bei diesem Versuch zugegen waren, sahen mit Erstaunen den Diamant in Dünsten versiegen, und zulegt ganz verschwinden; dagegen ein Rubin der weniger hart als der Diamant ist, blos weich ward, und einige andere weiche Steine viel weniger litt. Dieser sonderbare Versuch wurde mit immer gleichem Erfolg, bei verschiedenen andern Diamanten wiederholt. Die Hestigkeit des Feuers, das man aber hiezu gebrauchte, veranlaßte die Meinung, daß man durch

durch kein andern Mittel zu diesem Zwecke gelangten könnte. Diese ersten Versuche blieben bis zur Regierung des Kaisers Franz des ersten unbekannt, der sie zu Wien wiederholte, und er verschiedene Diamanten nebst andern Edelsteinen dem heftigen Feuer eines Ofens aussetzte. Das Resultat bestätigte, daß der Diamant sich im Feuer sehr leicht auflöste, indessen einige andre Edelsteine selbst von der weichsten Art nur eine geringe Veränderung erfuhrn.

So gut auch diese Facta bestätigt wären, so schienen sie doch so außerordentlich, und waren den angetonnten Vorurtheilen so sehr zuwider, daß sie noch einmal gänzlich in die Vergessenheit geriethen. Sie wurden zwar in gleichzeitigen Schriften bekräftigt, blieben aber doch unbekannt, oder wurden von denen, die nicht Zeugen gewesen waren, geleugnet.

Endlich unternahm Herr Darcey in Frankreich 1768, den Diamant dem Porcellanfeuer auszusetzen. Nachdem er sich von der Zuverlässigkeit der in Deutschland gemachten Erfahrungen versichert hätte, teilte er solche der Akademie der Wissenschaften mit, und gab ihnen nachher mitten in Paris die mögliche Glaubwürdigkeit. Da dieser grosse Naturforscher seine Versuche seidem vielfältig verändert hat, und andere nach ihm eben dasselbe wiederholt haben, so erhältet darum

sehr deutlich, daß der Diamant niemlich schnell im Feuer und in der offnen Luft verfliegt und brennt; und daß seine gänzliche Auflösung weit entfernt, den heftigen Grad des Feuers zu bedürfen, wonit er anfangs angegriffen ward, kaum so viel Hitze bedarf, als nöthig ist, seines Silberflüchtig zu erhalten.

Herr Darcey hat seitdem gezeigt, daß sich der Diamant nicht allein bei frischer Luft, sondern auch in Schmelzgiegeln vom besten gebrannten Porcellan, hermetisch versiegelt, auf löset; aus ^{dem} man sie in der Hitze der großen Glashöfen oder ⁱⁿ einem lange fortgesetzten starken Porcellanfeuer erhalten.

Die stärksten Auflösungsmittel, als die flüssigen alkalischen Salze, und die andern concentrischesten Mineralien mit der Wirkung des Feuers verbunden, greissen den Diamanten gar nicht an. Er entgeht ihren Wirkungen: er vermischt sich mit keinem Glase in der Vitrification; und leidet keine Verbindung mit irgend einem bisher bekannten Stoffe; und diese Eigenschaften besitzen gemeinschaftlich die Indianischen und Brasilischen, die weißen, schwarzen und farbichten, die vollkommen und natürlichen Diamanten, die man nicht bearbeiten kann.

Dies ist der besondere Charakter dieses Stoffes bis jetzt der einzige in seiner Art, da er mit

dem düssern Ansehen andrer Steine, ihnen in seiner Natur in keinem Stücke gleicht, und bei der größten Härte der einzige in dieser Art ist, der durch ein so mäßiges Feuer aufgelöst werden kann. So spricht die Natur in allen ihren Reizchen mit einer unzähligen Menge bewundernswürdiger Anomalien und ungewöhnlichen Abweichungen. Zuweilen scheint sie sich in der Kette der Wesen, an die Regel der unmerklichen Abweichungen zu binden; zuweilen hingegen vergibt sie alle Ordnung, thut einen unerwarteten Sprung, läßt einen unermeslichen leeren Raum hinter sich, und macht zwei entfernte Linien, wo es unmöglich ist, den Zwischenraum auszufüllen. Auf diese Art genießen einige Gewächse schon einiger Vortheile des Thierreichs. Eben dies ist der Fall mit dem Golde, dem Quecksilber und Schwefel, wenn man sie mit andern mineralischen und metallischen Substanzen vergleicht; und dies ist selbst der Fall des Menschen, der alle Thiere so weit hinter sich läßt.

Es giebt sehr wenige Diamantenminen; bis zu diesen letztern kannte man nur die in Ostindien; die allerälteste liegt am Flusse Gouel, welcher auf den Gebürgen entspringt, und sich in den Ganges verliert. Man nennt sie die Mine von Golempur, von dem Namen eines Fleckens, der nahe an dem Thiele des Flusses erbauet ist, wo

wo man die Diamanten findet. Aber diese Minen ist nicht reichhaltig, eben so wenig als die, so man in der Nähe des Succadan, welcher in der Insel Borneo steht, bearbeitet. Die Kette von Gebürgen, die sich vom Cap Comorin bis nach Bengalen erstreckt, liefert weit mehrere.

Das Erdreich, in welchem man die Diamanten findet, ist sehr verschieden. Einige dieser Minen sind sechs, acht bis zwölf Fuß tief in einem sandigen steinigten Erdreich. Man durchsucht andere in einem eisenartigen Boden, wo man die Diamanten auf funfzig Faden tief findet. Aber überall ist dieser sonderbare Stein ganz abgesondert, und an keinem Felsen oder andern Boden befestigt. Er ist von allen Seiten mit einem dünnen etwas trüben Häutchen von derselben Natur als der Kern umgeben, dieses Häutchen ist gewöhnlich mit einer weichen Rinde bedeckt, die aus dem Sande oder der Erde besteht, die den Stein umgibt.

Außer einigen wissbegierigen Reisenden giebt es keine Europäer, die die indostanischen Minen besuchen. Sie werden von den Eingeborenen des Landes bearbeitet, welche die Diamanten an reiche Banianen liefern, die sie vormals nach Madras brachten, und seitdem man neue Heerstraßen angelegt hat, jetzt damit nach Calcutta gehen. Dieser ganze Handel ist schon seit langer Zeit in die

die Hände einiger Engelländer gefallen, die für ihre eigene Rechnung handeln, denn die ostindische Compagnie ist in diesem Handel nicht interessirt. Sie vertheilen die Steine nach ihrem Gewicht und besondern Eigenschaften, in dazu bestimmte Beutel, die in London versiegelt verkauft werden. Wenn man die zehn letzten Jahre zusammenrechnet, so beträgt der Werth dieser jährlich nach England gehenden Diamanten 3,420,000 Lib. So viel wird in den Büchern der Compagnie eingetragen. Was nicht angegeben wird, der Auflage von zwey und drey viertel pro Cent zu entgehen, die man der indischen Gesellschaft bezahlen muß, kann man nicht genau bestimmen.

Unter diesen Diamanten fand sich einer von einer sehr regelmäßigen Figur, welcher ganz geschliffen 193 Carat wog. *) Er gehörte einem Armenier, der ihn der Kaiserin von Russland nicht einmal für 2 Millionen fünfhunderttausend Livres, und eine Pension auf Lebenszeit von 25 tausend Livres überlassen wollte. Nachher fand sich kein Käufer wieder; und dieser Kaufmann schätzte sich glücklich, da Graf Orloff einige Zeit nachher dieselben Anerbieten von zwey Millionen fünfhunderttausend Livres ohne Pension wiederholte, und 1772, nahm

*) Die Juweliertheilten ein Pfund Troygewicht in 2400 Carat, und ein Koch in fünf und siebenzig Carat. Ein Carat enthält vier Grän.

nahm Catharina an ihrem Geburtstage dieses kostbare Geschenk von den Händen ihres Gunstlings an.

Man befürchtete mit Grunde, daß die Revolutionen, die Indostan so häufig erschüttern, zuletzt die Diamanten seltner machen würden. Aber eine Entdeckung, die man 1728. in Brasilien, auf den Ufern einiger Tropige des Flusses Das Carabelas, und zu Cerro de Frio in der Provinz Minas Geraes, machte, zerstreuten diese Besorgnisse.

Einige Sklaven, die dort Gold suchen mußten, fanden kleine glänzende Steine darunter, welche sie nebst dem Sande und der Erde als unnütz verworfen. Antonio Rodrigues Banha, argwohnte ihren wahren Werth, und theilte seine Vermuthungen Pedro d'Almeida, dem Gouverneur der Provinz mit. Einige dieser glänzenden Kieseln wurden nach dem lissabonischen Hofe gesandt, welcher 1730. seinen Gesandten d'Acunha in Holland auftrug, sie untersuchen zu lassen. Nach vielfältigen Versuchen erklärten die Kunstdenksäle, daß es sehr schöne Diamanten wären.

ogleich sammelten sie die Portugiesen mit solchem Fleiße, daß die Flotte von Rio Janeiro 1146 Unzen mitbrachte. Diese ungeheure Menge macht, daß ihr Preis sogleich um ein beträchtliches

liches fiel. Das Ministerium aber nahm so gute Maasregeln, daß sie bald wieder ihren vorigen Werth erlangten. Es überließ einigen reichen Privatpersonen das ausschließliche Recht, Diamanten zu suchen. Aber um selbst die Gewinnssucht dieser Gesellschaft im Zaum zu halten, erlaubte man ihnen nur sechshundert Sklaven bei dieser Arbeit zu gebrauchen. Nachher durften sie diese Zahl nach ihrem Gutsdünken vermehren, dagegen aber eine Abgabe von zehn Sous täglich für jeden Arbeiter entrichten.

Um der Gesellschaft dieses Privilegium zu verschaffen, wurden alle Goldbergwerke, die man in der Nachbarschaft bearbeitete, verschüttet; und diejenigen, die die Hoffnung ihres Glücks auf diesen oft beträchtlichen Grund gebauet hatten, mußten ihr Heil andernwo versuchen. Den andern Bürgern wurde erlaubt, auf ihrem Erdbteil zu bleiben, daß Gesetz erkannte aber denen, die gegen die Rechte der Monopolisten handeln würden, schwere Strafen zu. Seitdem der König an die Stelle der Compagnie getreten ist, haben alle Sonistern die Freiheit, Diamanten suchen zu lassen, nur müssen sie solche den Agenten der Krone um einen bestimmten Preis überlassen, und außerdem vom Werthe derselben zwanzig von hundert bezahlen.

Die

Die Diamanten, welche aus dem neuen Welttheile in den alten geschickt werden, sind in einem Kästchen mit drey Schlössern verwahrt, zu welchen die verschiedenen Mitglieder der Administration jeder einen besonderu Schlüssel haben; und diese Schlüssel werden in einem andern Kästchen bewahrt, welche der Vicekönig versiegeln muß. Zur Zeit des ausschließlichen Monopoliums wurde dieser kostbare Schatz bei seiner Ankunft in Europa der Regierung anvertraut, welche sich nach einer bestimmten Zeite die äusserst seltnen Diamanten über 20 Carat vorbehieilt, und zum Besten der Compagnie einem oder mehreren Contrahenten jährlich 40,000 Carat auslieferte, um einen Preis der gelegentlich verändert ward. Man war dahin übereingekommen, auf der einen Seite diese Quantität zu nehmen, und auf der andern nicht mehr zu vertheilen; und so verschieden auch der Ertrag der Minen zu verschiedenen Zeiten gewesen ist, hat man doch immer treulich diesen Contrakt beobachtet.

Hezt verhandelt der Hof jährlich sechzig tausend Carat an Diamanten. Ein einziger Kaufmann kauft sie alle, und zahlt dafür 3,420,000 Liv. den Carat zu 25 Liv. Wenn der Schleichhandel, wie sehr wohl unterrichtete Personen glauben, den zehnten Theil beträgt, muß man zu der angeführten Summe jährlich noch etwa

etwa 312,000 livres rechnen. Hieraus folgt, daß der Ertrag dieser Minen, die man für so unschätzbar ausgegeben, sich nur auf 3,432,000 Liv. jährlich beläuft. England und Holland kaufen diese rohen Diamanten, und überlassen sie nachher mehr oder weniger geschliffen an andere Nationen.

Die Diamanten in Brasilien werden nicht in einem ordentlichen Steinbruch gefunden, sondern die mehren sind in den Flüssen zerstreut, die man zuweilen zum Besten der Demantsammler ableiten muß. Ob sie hier gebildet werden, oder ob sie das Wasser, das sich dorthin stürzt, hingeführt hat, kann man noch nicht entscheiden. Doch ist wahrscheinlicher, daß sie die Ströme von den Bergen und Felsen losgespült und hieher geführt haben, weil man zur Regenzeit und nach heftigen Stürmen sie in größerer Anzahl findet.

In beiden Indien findet man die Diamantminen in geringer Entfernung von der Linie; einige in den ersten Graden nördlicher Breite, und andere in den gleich entfernten Graden südlicher Breite. Die Rinde, welche die rohen Diamanten in Brasilien umgibt, ist dicker, als in Indostan; und es ist leicht oder wenigstens möglich, sie unter dieser Gestalt zu unterscheiden. Wenn sie aber einmal geschliffen sind, so können die geschicktesten Juwelierer sich in diesem Stücke irren. Daher

her ist auch ihr Werth im Handel völlig gleich. Die Gleichheit erstreckt sich aber blos auf die kleinen Diamanten. Denn die amerikanischen, welche über vier oder fünf Carat haben, haben gewöhnlich Unvollkommenheiten; die man selten bei den asiatischen trifft; und alsdenn ist der Unterschied des Preises unendlich groß. Einige Künstler gestehen auch den letztern grössere Härte und mehr Glanz zu, als den ersten. Diese Meinung ist aber nicht durchgängig angenommen.

In dem Gold- und Diamantenlande findet man auch Amethysten, sehr unvollkommene Topasen, und schöne Chrysoliten. Diese Steine sind nie mit im Monopolio begriffen worden; und diejenigen, welche sie entdecken, können sie nach ihrem Gutdunken verkaufen. Dennoch beträgt ihre jährliche Ausfuhr nicht mehr als 150,000 Liv. und die Regierung befordert als Abgabe nur ein pro Cent oder 1500 Livres.

Diese reichen Gegenden enthalten auch Eisen, Schwefel, Antimonium, Zinn, Blei und Quicksilber, welches man auch in einigen andern Provinzen von Brasilien findet, ohne das man noch daran gedacht hätte, sie zu bearbeiten. Die Natur scheint dieser ungeheuren fruchtbaren Strecke des neuen Welttheils nur das Kupfer versagt zu haben.

16. Gegenwärtiger Zustand von Brasilien.

Diese wichtige Colonie ist den Portugiesen auf verschiedene Art rücklich gewesen. Bisher scheint die Vermehrung der königlichen Einkünfte durch Brasilien die Art des Vortheils zu seyn, welche die bisherige Regierung am eifrigsten beschäftigt hat. Die Fracht der Metalle, welche den königlichen Schiffen vorbehalten ist, der ausschließliche Diamantenhandel, der ausschließliche Verkauf einer grossen Menge Waaren, und die gehäussten Zölle; diese sind die Quellen des Reichthums, den eine unersättliche Regierung in Europa von dem Besitz dieses Landes ziehet.

In Amerika aber hat man die Unterdrückung noch viel weiter getrieben. Man fordert dort den Fünften des Goldes und der Diamanten, welcher bis auf sieben Millionen beträgt. Man fordert den Zehnten aller Produkte, welche Ausfuge, ob sie gleich mit grosser Gelindigkeit ergriffen wird, und jedes Rieschspiel zu einer gewissen bestimmbten Summe angeschlagen ist, sich dennoch auf 2,873,000 Liv. beläuft. Eine andere Ausfuge wird von den Sklaven gehoben, die 1,076,650 erbringt; nach einer zur Wiedererbauung von Salvador und für die öffentlichen Schulen, die 385,000 Livres ausmachen. Die niedern Rechtsbediensteten haben

153,000 Liv. alles was ein und ausgeführt wird, giebt zehn pro Cent oder ungefähr 4,882,000 Liv. Man fordert 1,124,000 für die Erlaubnis, die Waren und Getränke, die in den Hafen ankommen, ins Innere des Landes gehen zu lassen. Anserdem hat sich die Regierung noch die Monopolia des Salzes, der Seife, des Quecksilbers, des Brandtweins und der Spielkarten vorbehalten, welche sie um 710,320 Livres per Pachtet.

Ungeachtet so vieler Auflagen, welche der Erone jährlich 18,073,970 Liv. einbringen, hat die dortige Regierung dennoch Schulden in Brasilien gemacht. Der Provinz Para ist sie 713,000 Liv. schuldig; St. Paul und Matto Grosso 517,685 Liv. und Rio Janeiro 10,100,000 Liv. in allen 11,340,685 Livres. In den ersten dieser Gouvernements ist die Schuld durch die neuerliche Errichtung einiger mehr oder weniger nochwendigen Festungen entstanden; und in den letzten durch den Krieg, den man 1750. gegen die Guarani's, und ferner gegen Spanien führten müssen.

Auf der andern Seite war Brasilien im Jahr 1774. von Kaufleuten des Mutterlandes 15,165,980 Liv. schuldig. Wenigstens war dieß die Meinung eines Mannes, der genauer als irgend ein

ein andrer den Zustand biebet großen Colonie ge-
kannt hat.

17.

Auswärtige Verbindungen von Brasiliien.

Die Colonie stand sonst mit verschiedenen Län-
dern in Handelsverbindungen. Vormals pfleg-
ten die Schiffe, die von Ostindien zurückkamen,
ehe sie nach Portugal segelten, hier einzuladen,
und einen Theil ihrer Ladung zu verhandeln.
Dieser Handel ist aber in neueren Zeiten aus uns-
bekannten Gründen aufgehoben worden.

Die brasilischen Seefahrer besuchen jetzt häu-
figer, als je, die westliche Küste von Afrika, von
den Cap-Verd-Inseln, bis nach Angola; und
von Rio Janeiro aus haben einige neuerlich auch
die östliche Küste besucht. Zu diesen Reisen wer-
den Schiffe gebraucht, die in der Colonie selbst
erbaut werden, und zwischen sechzig und 140
Tonnen halten; der größte Theil ödet oft das
ganze Schiffssöldt bestehlt aus Negern und Mulat-
ten. Alle diese großen Anstalten werden zur Bear-
beitung der Minen und Bevölkerung der Siedlereien
gemacht; und wir haben jetzt sehr glaubwürdige
Listen vor Augen, welche beweisen, daß man in
den letzten acht Jahren jährlich sechzehn tausend
drey hundert und drei Schiffe dieser unglückli-
chen

chen Soude entrichten hat. Diese haben, jeder zu 312 Liv. eins ins andre gerechnet, die Summe von 5,161,536 Liv. gekostet, welche mit Geld, Coback, Rum, baumwollenen in Brasilien verfertigten Zeugen; kleinen Glaswaaren, Spiegeln, rothen Mützen, Bändern und allerhand kleinen europäischen Kupfer- und Eisenwaaren, bezahlt worden sind.

Die Verbindungen der Colonia mit den portugiesischen Inseln haben einen andern Zweck. Madreica schickt ihr alle Jahre auf acht oder neun kleinen Fahrzeugen für 1400,000 Liv. Wein, Weinessig und Brandwein. Von den Azoren erhält sie auf vier oder fünf Schiffen für 610,000 Liv. eben dasselbe Getränk, nebst Leinenzeug, Salz, Fleisch und Mehl. Die Agenten dieses Handels nehmen dagegen dieselben brasilischen Produkte, welche das Mutterland sich nicht ausschließlich vorbehalten hat. Diese verschiedenen Handelszweige zusammen nehmen doch nur für 2,271,000 Liv. von den Produkten der Colonia.

Beträuge alle Reichthümer dieses grossen Landes gehen nach Portugal. Von 1770. bis 1775. betrugen sie jährlich 56,949,290 Liv. Russes Gold, und Diamanten; erhielt Portugal von hier 443,000 Centner Zucker; 58,000 Centner Coback; 4,500 Centner Baumwolle; 20,000 Centner Blechholz; 14,420 Säute; und andre weniger

niger beträchtliche Gegenstände machten diese ungeheure Summe aus.

Seit dieser Zeit ist diese Summe wohl nicht immer gleich geblieben, die Abweichungen sind uns aber nicht genug bekannt. So viel ist zuverlässig, daß das Mutterland seitdem von Rio-Janeiro etwas mehr Caffee, etwas mehr Indigo, und tausend Centner mehr Zucker als zuvor erhalten hat. Es ist eben so zuverlässig, daß Para und Maragnon nach Portugal alle Jahr 321 Centner Reis, und 192 Centner Baumwolle, mehr als zuvor ausgeschißt haben. Auch ist es gewiß, daß alle Jahr 4000 Häute weniger, und 965,000 Livres an Golde weniger versandt worden sind.

Die Colonie wird für ihre Ausfuhr mit europäischen Waren bezahlt, die ursprünglich nicht mehr als funfzehn bis sechszehn Millionen gekostet haben. Die Rechte, welche der König das von zieht, verschiedene Monopoliern, die übermäßigen Ausflagen, die Kostbarkeit der Fracht und der Gewinn der Kaufleute nehmen das übrige weg.

Portugal lieferte vormals aus seinen eignen Mitteln der Colonie nur einige Getränke. Seitdem aber der Geist der Industrie in seinen Provinzen einigermaßen erwacht ist, liefert es die Hälfte aller Bedürfnisse, die in dem Theile der neuen Welt verbraucht werden.

Machr. von Brasilien.

L

Mit

Mit zwey Dritteln der brasilischen Produkte, die man den Auswärtigen überlässt, mit dem Gold und den Diamanten, die aus diesen Ländern kommen; mit dem Werth der Wolle, dem Salz und den Früchten des Mutterlandes selbst; bezahlt Portugal für sechzig Millionen Waaren, die es jährlich von freinden Ländern nimt. Der Anteil, den verschiedene Nationen an diesem Handel mit Portugal gehabt haben, ist sehr abwechselnd gewesen. Gegenwärtig besitzt Engelland vierzehn Theile, Italien acht, Holland sieben, Hamburg sechs, Frankreich fünf, Schweden vier, Dänemark vier, Spanien zwey, und Russland nur etwa einen Theil. Vielleicht kann der directe Handel, den die Weinhandelcompagnie von Porto mit Russland 1781. angefangen und wirklich schon zwölf Schiffe mit einheimischen Producten dahin befrachtet hat, hierin bald eine grosss Veränderung machen.

teiln der handelichen Producte,
richtigen überläßt, mit dem Gek
ten, die aus diesen Fändern
Werth der Völle, dem Salz
Mutterlandes selbst; be
zwa Millionen Waren, die
Kinder nimm. Der Za
Nationen an diesem Hau
haben, ist sehr abne
värktig besitzt Engeland
acht, Holland sieben,
fünf, Schweden vier,
zwei, und Russland
icht kann der directe
mpagnie von Por
ingen und wirklich
nischen Producten
eine grosss Ver

